

# Einführung

## 1. Der Mensch als biologisches Sonderproblem

Das von nachdenkenden Menschen empfundene Bedürfnis nach einer Deutung des eigenen menschlichen Daseins ist kein bloß theoretisches Bedürfnis. Je nach den Entscheidungen, die eine solche Deutung enthält, werden Aufgaben sichtbar oder verdeckt. Ob sich der Mensch als Geschöpf Gottes versteht oder als arrivierten Affen, wird einen deutlichen Unterschied in seinem Verhalten zu wirklichen Tatsachen ausmachen; man wird in beiden Fällen auch in sich sehr verschiedene Befehle hören.

Die Religionen, die Weltanschauungen, die Wissenschaften gehen in der Beantwortung dieser Frage nach dem Wesen des Menschen natürlich nicht auf. Aber sie pflegen eine Antwort anzubieten oder doch wenigstens Gesichtspunkte, von denen man eine solche ableiten kann. Hierbei ist keinerlei Übereinstimmung gewährleistet, denn die Antworten können sich – wie im eben genannten Beispiel – ausschließen.

Man sollte versuchen, gerade diese Umstände zur Bestimmung des Wesens des Menschen heranzuziehen; das würde bedeuten: es gibt ein lebendiges Wesen, zu dessen wichtigsten Eigenschaften es gehört, zu sich selbst Stellung nehmen zu müssen, wozu eben ein „Bild“, eine Deutungsformel notwendig ist. Zu sich selbst heißt: zu den eigenen wahrgenommenen Antrieben und Eigenschaften – aber auch zu seinesgleichen, zu anderen Menschen, denn auch deren Behandlung wird davon abhängen, für was man sie hält, und für was man sich hält. Was es aber heißt: der Mensch *muß* sein Wesen deuten und von daher sich selbst und anderen gegenüber tätig und stellungnehmend sich verhalten – das ist nicht so leicht gesagt.

Jedoch eine Antwort ist notwendig, denn sonst bleibt es bei der Vermutung, man könne in dieser Frage „neutral“ bleiben und brauche sich nicht für eine der sehr streitenden Formeln zu entscheiden.

Die erstere leitet den Menschen von Gott, die andere vom Tier ab. Aber die erste ist keine wissenschaftliche, und die zweite, wie wir sehen werden, gerade wissenschaftlich zweideutig. Umgekehrt fällt auf, daß beide Standpunkte eine gemeinsame Voraussetzung haben: daß nämlich der Mensch nicht aus sich selbst begriffen werden könne, daß er nur mit Kategorien des Außermenschlichen beschreibbar oder deutbar sei. Hier nun setzt das Interesse dieses Buches ein: ich nehme an, daß diese Voraussetzung nicht notwendig ist, daß es vielmehr möglich ist, eine Auffassung vom Wesen des Menschen zu entwickeln, die sich – um es technisch auszudrücken – sehr spezifischer und nur für diesen Gegenstand zutreffender Begriffe bedient. Diese Richtung der Untersuchung wird freigelegt, wenn man die Frage festhält: was bedeutet gerade das Bedürfnis der Deutung?

Dieses wäre sofort verstanden, wenn der Mensch ein Wesen wäre, welches in sich oder mit sich eine *Aufgabe* vor fände, die er sich in seiner Selbstdeutung faßlich machen und „verdeutlichen“ muß. Alles wird darauf ankommen, ob es möglich ist, in einer wissenschaftlichen, d. h. empirischen Analyse des Menschen diesen Gesichtspunkt zu entwickeln. Der Mensch wäre nicht nur ein notwendig, aus irgendwelchen, aber sehr besonderen menschlichen Gründen *stellungnehmendes* Wesen, sondern auch ein in gewisser Weise „unfertiges“, d. h. ein solches, welches mit sich oder gegeneinander vor Aufgaben gestellt wäre, die mit dem bloßen Dasein gegeben wären, aber nicht gelöst. Steht die Sache so, dann ist allerdings eine „Selbstanschauung“ von innen her notwendig, wenn nämlich der Mensch „sich zu etwas zu machen“ hat, und dies nur angesichts eines Bildes von sich möglich ist. Aber die Aufgabe, die ihm gestellt ist, die müßte mit seinem bloßen Dasein schon gegeben sein, also eben in seiner Bestimmtheit als „Mensch“ liegen. Genau dies hat Nietzsche einmal gesehen, als er den Menschen „das noch nicht festgestellte Tier“ nannte (XIII, 276). Dieses Wort ist richtig und exakt doppelsinnig. Es meint erstens: es gibt noch keine Feststellung dessen, was eigentlich der Mensch ist, und zweitens: das Wesen Mensch ist irgendwie „unfertig“, nicht „festgerückt“. Beide Aussagen sind zutreffend und können übernommen werden.

Damit wäre ein erster Hinweis für den Inhalt dieses Buches gegeben. Er verdeutlicht sich nach mehreren Seiten.

Diese Schrift ist eine philosophische und wissenschaftliche. Sie hält sich sorgfältig im Umkreis der Erfahrung, der Analyse von Tatsachen oder Vollzügen, die jedermann erreichbar oder für jedermann nachvollziehbar sind. Bei der heutzutage erreichbaren Stromstärke der Reflexionsbeleuchtung haben metaphysische Aussagen eine nur sehr bedingte Überzeugungskraft und vor allem wenig echte, motivbildende

und die Handlungen realer Menschen bestimmende Macht. Gegenüber dem Umfang des erreichbaren Tatsachen Wissens, das sehr oft seiner eigenen, widerspruchlosen Ordnung widerstreitet, können abgehobene, als abstrakte Wahrheiten formulierte Sätze sich schwer halten. Zwingend erzeugen sie die weitere Frage, durch welche inneren und äußeren Erfahrungen sie hindurchgegangen und also begrenzt sind, und innerhalb welcher Traditionen oder Revolutionen sie einleuchtend sind. Die empirisch-analytische Wissenschaft hat nun den Vorteil, daß sie sich auf eine (heute noch) selbstverständliche und sich selbst genügende Bewußtseinshaltung stützen kann, aber sie bezahlt diesen Vorteil mit der Eigenschaft, daß ihre Aussagen fragmentarisch sind. Auch die hier vorgelegte Darstellung ist einseitig oder allenfalls mehrseitig, sie ist also auf Kritik oder besser noch auf Ergänzung angewiesen. Es hat sich jedenfalls herausgestellt, daß man die hier beschriebenen Tatsachen nur unter der Voraussetzung einer, wenn man will technischen Enthaltung von der Metaphysik zu Gesichte bekommt. Der Mensch ist ein Forschungsgebiet, auf dem auch heute noch eine unbestimmte Zahl ungesehener und unbenannter Phänomene sich feststellen läßt.

Es ist erst das Thema „Geist“, welches eine metaphysische Stellungnahme herausfordert. Die hier auftretenden Probleme sind derartig verwickelt, vielschichtig und schwierig, daß jede vereinfachte Formel naiv wirkt. Wen sollen globale Thesen über den Geist, die z. B. das Ideologienproblem oder das Relativismusproblem ignorieren, überzeugen können? Auf dem Wege dieses Buches liegen diese großen Fragen nicht unmittelbar, so daß ihre Einklammerung auch den positiven Sinn hat, sie einer späteren Untersuchung vorzubehalten. Doch soll im letzten Abschnitt dieses Buches eine Exposition der Grundfragen erfolgen, soweit ich sie heute schon zu übersehen vermag.

Um nun in den Gang der Einführung zurückzudenken, so soll gerade die „Sonderstellung“ des Menschen bestimmt werden. Es würde als ein Vorzug empfunden werden, wenn sich dabei die allgemeine und populäre Ansicht begründen ließe, die alles, was nicht Mensch ist, vom Regenwurm bis zum Schimpansen, als „Tier“ bezeichnet und vom Menschen absetzt. Worin liegt das Recht dieser Unterscheidung, und kann man sie noch halten, wenn man auch die Grundprinzipien der Abstammungslehre zugibt?

So wie die Anatomie eine allgemeine Wissenschaft vom Bau des menschlichen Körpers ist, muß auch eine Gesamtauffassung „des Menschen“ möglich sein, denn da wir niemals im Zweifel sind, ob ein Wesen ein Mensch ist oder nicht, da weiter der Mensch wirklich eine echte Gattung bildet, sind wir zu der Erwartung berechtigt, daß eine allgemeine Anthropologie einen eindeutigen Gegenstand haben wird. Sie wäre logisch jeder speziellen

Anthropologie, vor allem der Rassenlehre, aber auch der Psychologie wie jeder Wissenschaft vorgeordnet, die von vornherein nur einen besonderen Aspekt des Menschen thematisiert. Sie würde daher ihrerseits die Probleme dieser speziellen Wissenschaften nicht ausdrücklich behandeln, so wenig wie die allgemeine Anatomie die besonderen anatomischen Rassenmerkmale behandelt.

Wenn von einer Sonderstellung des Menschen die Rede ist, so ist anzugeben, wovon der Mensch sich absondert. Es ist daher dem Vergleich menschlicher Eigenschaften und Leistungen mit tierischen kein geringer Raum zugestanden worden, aber diese Vergleiche wurden nicht, wie bisher fast immer, in der vorgefaßten Absicht angestellt, die ersteren aus den letzteren mit Hilfe der grenzenlosen Bereitwilligkeit des Begriffs „Entwicklung“ abzuleiten, der allzu leicht aus einem hypothetischen zu einem metaphysischen Begriff wird; auch quasiempirische Begriffe, die ursprünglich gegen metaphysische, wie den der Schöpfung, entwickelt wurden, werden eigenauthentisch und „metaphysisch“, wenn sie in deren Funktion eintreten. Jene Ableitung gelingt allenfalls für einzelne Merkmale oder Merkmalskomplexe, aber nicht für den „ganzen Menschen“, und die Aufgabe, „den Menschen“ darzustellen, ist sehr schwer, oft versucht worden, aber doch wohl noch nie gelungen.

Sie ist nicht gelungen aus mehreren Gründen. Der Hauptgrund ist der: man bringt das „Äußere“ und das „Innere“ nicht zusammen, Morphologie und Psychologie, Leib und Seele bleiben für jede bisherige Betrachtung doch fremde Welten. Auch die allgemeine Behauptung: der Mensch ist eine Leib-Seele-Geist-*Einheit* muß abstrakt bleiben; sie ist zwar richtig, aber sie ist logisch nur verneinend: die Ablehnung des abstrakten Dualismus ist darin ausgesprochen. Über die positive Seite ist dagegen nichts gesagt. Diese Formel bleibt wie jede Ganzheitsformel abstrakt, sozusagen zu wahr, um richtig zu sein, und kann auf die nächste konkrete Frage von sich aus nichts antworten. Um in den Begriffen der neuen Ontologie N. Hartmanns zu sprechen: es kommt uns darauf an, unbeschadet der von vornherein zugestandenen Unmöglichkeit, den „Geist“ auf das „Leben“ zurückzuführen, diejenigen *Kategorien* zu finden, die „durchlaufen“, die also das Zusammenbestehen dieser Schichten möglich machen.

Ein weiterer Grund für das Mißlingen anthropologischer Gesamtheorien ist folgender: in eine solche Wissenschaft müßten mehrere Einzelwissenschaften eingehen: die Biologie, die Psychologie, die Erkenntnislehre, die Sprachwissenschaft, die Physiologie, die Soziologie usw. Schon die Orientierung in so verschiedenen Wissenschaften kann nicht leicht sein, noch fraglicher muß die Möglichkeit sein, irgendeinen Gesichtspunkt zu gewinnen, von dem aus alle diese Wissenschaften in Hinsicht auf *ein* Thema beherrscht werden können. Es müssen sozusagen die Grenzen zwischen diesen Wissenschaften nie-

dergerissen werden, aber in einer produktiven Weise: aus dieser Zerstörung muß das Material für einen Neubau einer einzigen Wissenschaft gewonnen werden. Ich habe nun einen solchen leitenden Gesichtspunkt, der wieder aus keiner der beteiligten Einzelwissenschaften genommen werden konnte, sondern ein philosophischer ist, aufzustellen, und das ganze Buch stellt die Anwendung dieses einen Grundgedankens, einer einfachen Anschauung, dar.

Die Schwierigkeit, angesichts deren bisher eine philosophische Anthropologie nicht zustande kam, bestand also in folgendem:

Sobald man einzelne Merkmale oder Eigenschaften ansah, fand man nichts spezifisch Menschliches. Der Mensch hat zwar einen sehr merkwürdigen Körperbau, aber die Anthropoiden (Großaffen) einen ziemlich ähnlichen. Es gibt genügend Tiere, die Wohnungen oder Kunstbauten aufführen oder gesellig leben, von den Ameisen bis zu den Bibern. Elefanten sind auch klug, und sicher gibt es sprachähnliche akustische Verständigung bei manchen Tieren. Mit den interessanten Versuchen Köhlers zur Intelligenz der Schimpansen werden wir uns noch ausführlich befassen. Kommt dazu noch das Gewicht der Abstammungslehre, so scheint eine Anthropologie allenfalls das letzte Kapitel einer Zoologie zu sein. Solange man keine Gesamtanschauung vom Menschen hat, muß es bei der Betrachtung und Vergleichung von Einzelmerkmalen bleiben, und solange es dabei bleibt, gibt es keine selbständige Anthropologie, weil es kein selbständiges Wesen Mensch gibt.

Will man aber dieses festhalten, so muß man eine „Ganzheit“ des Menschen anerkennen. Aber die These von der Leib-Seele-Einheit bewältigt den Dualismus von Leib und Seele, Außen und Innen nicht eigentlich. Sie weigert sich nur, auf die darin enthaltenen schwierigen Probleme einzugehen. Warum ist es der Natur eingefallen, ein Wesen zu organisieren, das der ungemeinen Irrtumsfähigkeit und Störbarkeit des Bewußtseins ausgesetzt ist? Warum hat sie den Menschen nicht lieber, statt mit „Seele“ und „Geist“ mit ein paar sicher funktionierenden Instinkten mehr ausgestattet? Außerdem, wenn eine solche Einheit bestehen soll: wo sind denn die Begriffe und Denkformen, um Seele und Geist vom Leibe her (mit biologischen Kategorien) zu verstehen, oder den Leib von der Seele und dem Geiste her? Das müßte ja möglich sein, wenn da eine „Einheit“ ist. Nichts davon ist beantwortet und das Recht zu einem neuen Versuch unbestreitbar.

Es könnte ja sein, daß alle wesentlichen menschlichen äußeren und inneren Merkmale und Leistungen einen noch nicht gesehenen Zusammenhang haben, der nur von *einem* bestimmten Gesichtspunkt deutlich wird. Wenn nun dieser Leitfaden uns nötigen würde, unsere maßgebenden Begriffe sehr oft im Gegensatz zu denen zu wählen, die sich in der Zoologie und Tierpsychologie bewährt haben, oder doch mindestens die Akzente entschieden zu verlagern – so wäre mit der Lösung der anthropologischen Aufgabe auch die Sonderstel-

lung des Menschen in der Natur verstanden und ein Begriff, eine begriffene Anschauung „des Menschen“ erreicht. Jener eine Gesichtspunkt müßte ein sehr zentraler sein, es jedenfalls unmöglich machen, irgendein einzelnes Merkmal – die „Vernunft“, die Hand, den aufrechten Gang, die Sprache oder sonst etwas für das „Ganze“ zu erklären. Das gelingt nie, denn jedes isolierte Merkmal ist irgendwo im Tierischen wiederzufinden und, allein gefaßt, zweideutig.

Streng genommen gebe ich nur eine *elementare Anthropologie*, aber dieses Elementare reicht eben beim Menschen ganz außerordentlich weit und ist in seinen Auswirkungen wahrscheinlich überhaupt unbegrenzbar. Für das, was ich zu sagen habe, müssen sehr viele Tatsachen aus mehreren Wissenschaften übersehbar gemacht werden, und dies von einer Gesamtanschauung aus zu tun, war die eigentlich philosophische Aufgabe. Die Philosophie hat es nämlich mit bestimmten vorhandenen Sachverhalten und Gegenständen (mögen dies auch Vollzüge sein, z. B. Handlungen) zu tun, und so ist etwa „der Mensch“ ein Thema der Philosophie: keine der Einzelwissenschaften, die sich mit dem Menschen ebenfalls beschäftigen – Morphologie, Psychologie, Sprachwissenschaft usw. –, hat diesen Gegenstand: der Mensch, und wieder gibt es keine Wissenschaft vom Menschen ohne Berücksichtigung der Resultate, die in jenen Einzelwissenschaften liegen.

Dieses Buch setzt sich nun auch einer anderen Ansicht entgegen. Das ist die sehr verbreitete „naturalistische“ und sich „biologisch“ nennende Auffassung des Menschen vom Tiere aus, sei es in Gestalt der klassischen – oder, wie man sie auch nennen kann, naiven – Abstammungslehre, sei es in irgendeiner anderen Auffassung, die vom Körperlichen ausgehend und im angeblichen Besitz oder in Pacht „biologischer Denkweise“ soviel Seelisches von außen einfangen will, wie es ohne offensichtlichen Widersinn gehen möge. Ich werde mich mit solchen Auffassungen im Text und wissenschaftlich auseinandersetzen und hier nur meinen Gegenwurf anbringen: ich behaupte, daß gerade eine solche Denkweise *keine* biologische ist, wem\ es um den Menschen geht, und das biologische Denken in Mißkredit bringen muß, behaupte vielmehr, mit einer Auffassung vom Menschen, welche zu fast allen gängigen Anschauungen im Widerspruch steht, selber exakt biologisch zu denken. Denn man gebe mir einmal die Voraussetzung zu – die Hypothese, die in dieser Schrift durch alles das sichergestellt werden wird, was man mit ihr erkennen und übersehen kann – nämlich die Voraussetzung: im Menschen liegt ein ganz einmaliger, sonst nicht versuchter Gesamtentwurf der Natur vor. Dann muß doch jede *unmittelbare* Ableitung des Menschen vom Tier, also etwa von Großaffen, Schimpansen usw., von vornherein diese Fragestellung versperren – ja, gerade der Vorsatz, nach jener Ableitung zu suchen, würde jeden eigentlich anthropologischen Gedankenkeim ver-

schütten. Und hier zeigt sich nun eine sehr wichtige Dialektik in dem, was man „biologisches Denken“ nennt.

Sieht man den Menschen von außen an, seinen Körperbau, und ist man Kenner der zoologischen Entwicklungsgeschichte, dazu vielleicht noch Kenner der Fossilien, der Skelettreste längst gestorbenen Lebens, so drängt sich allerdings eine bestimmte Theorie auf, und um so mehr, je stärker man dem Denkinstinkt des Vereinfachens und Vereinheitlichens nachgibt: die Theorie von der geradlinigen Abstammung des Menschen von den Anthropoiden. Diese Theorie behauptet gerade deswegen biologisch zu denken, weil sie vom Leiblichen, vom Körperbau, von den Entwicklungsgesetzen organischen Lebens aus denkt. Eben deswegen kommt sie an die „Innenseite“ des Menschen nicht heran, und eben deswegen muß sie allergrößten Wert auf Köhlers Schimpansenexperimente (sog. Tierpsychologie) legen, nach denen die Anthropoiden auch Intelligenz und sogar erfinderische Intelligenz haben. So gibt es ein Schema einer Gesamtheorie, wie es jetzt recht allgemein herrscht, aber um den Preis ganz rücksichtsloser Vernachlässigung des menschlichen Innenlebens oder ganz kindlicher Vorstellungen von dessen Inhalten. Was ist Sprache? Was ist Phantasie? Was ist Wille? Gibt es überhaupt Erkenntnis, und wenn ja – was wird erkannt und was nicht? Warum gerade dieses und jenes nicht? Was ist „Moral“, und warum gibt es so etwas? Mit den Begriffen jener Theorie sind diese Fragen überhaupt nicht zu stellen, geschweige zu beantworten.

Ich behaupte nun: man kann diese Fragen einer Beantwortung näherführen, und zwar in Untersuchungen, die sich um eine möglichst unbefangene, möglichst nur beschreibende Begriffsbildung bemühen müssen, deren innere Schwierigkeit hauptsächlich in der Auflösung hartnäckiger Denkgewohnheiten liegt. Ist nämlich der Mensch ein „Sonderentwurf“ der Natur, so muß ihn ja gerade jede nichtspezifische Betrachtung schon im Grundsätzlichen verfehlen. Umgekehrt werde ich nachweisen: es gibt eine – sagen wir in erster Annäherung: anthropo-biologische – Betrachtungsweise, welche die besondere Leibesbeschaffenheit des Menschen mit der sehr komplexen und komplizierten „Innerlichkeit“ zusammen sehen und diesen Zusammenhang auch da mit speziellen Grundbegriffen (Kategorien) wenigstens näherungsweise fassen kann, wo uns der Einblick in den direkten Nexus des Leiblichen und Seelischen wohl für immer versagt ist.

Eine objektive Analyse eines Lebewesens kann nur biologisch verfahren, indem sie auch die seelischen und geistigen Lebenserscheinungen als Tatsachen in bezug auf andere Tatsachen untersucht. Solange die theoretische Einstellung aus sich selbst heraus keinen Grund findet, sich

selbst zu opfern, kommt man um diese Beziehungen nicht herum. Aber eine solche Untersuchung darf sich nicht bloß im Somatischen oder zusätzlich dazu bei der Vergleichung einiger, von einer selbst körperfremden Psychologie gesehener Verstandes- oder Lernleistungen mit solchen gewisser Tiere aufhalten. Sie gelingt nur, wenn man spezifisch menschliche Gesetze findet, die sich durch den gesamten Bereich der menschlichen Konstitution hindurch verfolgen lassen; dann aber empfiehlt es sich, von allen zunächst sich anbietenden geläufigen Vorstellungen einmal *abzusehen*, sie „einzuklammern“. Auch von der Vorstellung der direkten Abstammung des Menschen von dem, was man *heute* Anthropoiden nennt, oder was, wenn auch ausgestorben, mit ihnen eine Klasse bilden würde; auch von der Meinung, es gäbe „Übergänge“ von der tierischen zur menschlichen Intelligenz oder Sprache, von „Tierstaaten“ oder Symbiosen zu menschlichen *Institutionen*, und ebenfalls von vielen gewohnten Begriffsbildungen der Psychologie. Diese Einklammerung ist auch keine Zumutung, weil auf diesen Wegen bisher jedenfalls eine befriedigende Gesamtheorie des Menschen, selbst in den Grenzen des Erreichbaren, nicht gelungen ist. Man kommt anders weiter.

Wenn es um den Menschen geht, darf also eine biologische Betrachtung nicht bloß auf das Somatische, auf das Körperliche gehen. Worin besteht denn dann die anthro-po-biologische Fragestellung? Sie besteht allein in der Frage nach den *Existenzbedingungen* des Menschen. Man sehe sich dieses sonderbare und unvergleichliche Wesen an, dem alle tierischen Lebensbedingungen fehlen, und frage sich: vor welchen Aufgaben steht ein solches Wesen, wenn es einfach sein Leben erhalten, sein Dasein fristen, wenn es seine bare Existenz durchhalten will? Und es wird sich zeigen – in langen und schwierigen Untersuchungen, aber unter einem einzigen Grundgedanken –, daß dazu einsichtig und notwendig nichts weniger gehört, als die ganze Breite der elementaren menschlichen Innerlichkeit; die Gedanken und die Sprache, die Phantasie, die sonderbaren bebilderten Antriebe, die kein Tier hat, die einzigartige Motorik und Beweglichkeit – alle diese Merkmale werden wir jedes für sich einfach daraufhin ansehen, was man darin bemerken kann, und sie werden sich dann alle gegenseitig erläutern und aufeinander hinweisen. Es ist ein höchst komplizierter, ein wunderbarer Aufbau von Leistungen erfordert, damit ein Wesen von *gerade dieser leiblichen Verfassung* morgen und nächste Woche und nächstes Jahr noch leben kann. So sieht die biologische Betrachtung aus, wenn es sich um den Menschen handelt.

Oben war gesagt worden: der Mensch ist das noch nicht festgestellte Tier, er ist irgendwie nicht „festgerückt“. Er ist, wie wir auch sagten, ein Wesen, welches in sich eine *Aufgabe* vorfindet – und gerade deshalb braucht er eine



Deutung seiner selbst, um die es immer gegangen ist und auch hier geht. Wir können diese Sätze jetzt etwas erweitern: die Natur hat dem Menschen eine Sonderstellung angewiesen, oder anders gesagt, sie hat im Menschen eine sonst nicht vorhandene, noch nie ausprobierte Richtung der Entwicklung eingeschlagen, sie hat ein neues Organisationsprinzip zu erschaffen beliebt. Zu diesem gehört, daß der Mensch in seinem bloßen Dasein eine Aufgabe vorfindet, daß sein Dasein seine eigene Aufgabe und Leistung wird, ganz elementar: es ist schon für ihn eine beträchtliche Leistung, nächstes Jahr noch zu leben, und zu dieser Leistung müssen die gesamten Fähigkeiten des Menschen von ihm selbst gebraucht werden. Er ist nicht „festgerückt“ heißt: er *verfügt* noch über seine eigenen Anlagen und Gaben, um zu existieren, er *verhält sich zu sich selbst*, lebensnotwendig, wie dies kein Tier tut; er lebt nicht, wie ich zu sagen pflege, er *führt* sein Leben. Nicht aus Spaß, und nicht zum Luxus des Nachdenkens, sondern aus ernster Not: wenn die Natur ein Wesen allen Gefahren der Störbarkeit und Abirrung auslieferte, die in diesem „Nichtfestgestelltsein“, in diesem Zwang, sich selbst festzustellen und über sich zu verfügen, bestehen, so mußte ein ernster Grund vorliegen. Und er liegt vor in dem Risiko einer Physis, die aller beim Tiere wohlbewährten organischen Gesetzmäßigkeit geradezu widerspricht. Wenn irgendeine Betrachtungsweise biologisch genannt werden darf, so dürfte es diese sein: ein Wesen unter die Frage zu stellen, mit welchen Mitteln es eigentlich existiert. Wenn man dies tut, so gewahrt man einen außerordentlichen Bereich einer ganz neuen Wissenschaft: einer Gesamtwissenschaft vom Menschen. Man kann zeigen, warum diese besondere biologische, ja anatomische Leiblichkeit des Menschen seine Intelligenz notwendig macht, und eine gerade so funktionierende. Man kann zeigen, wie die Sprache ein System tieferliegender Bewegungs- und Empfindungszusammenhänge fortsetzt, wie das Denken, Vorstellen sich aufbauen, wie die unvergleichliche Wahrnehmungswelt des Menschen mit all dem zusammenstimmt. Die ganz untierische und einmalige Antriebsstruktur desselben gehört einsichtig zu einem solchen Wesen, und es gibt *einen* Systemgedanken, der das reiche Material, das wir an tatsächlichem Wissen haben, zu organisieren erlaubt. Wir wollen also ein System einleuchtender, wechselseitiger Beziehungen *aller* wesentlichen Merkmale des Menschen hersteilen, vom aufrechten Gang bis zur Moral, sozusagen, denn alle diese Merkmale bilden ein System, in dem sie sich *gegenseitig* voraussetzen: ein Fehler, eine Abweichung an einer Stelle würde das Ganze lebensunfähig machen. Die Frage nach den „Ursachen“ bleibt ausgeschlossen, es besteht keine kausale Abhängigkeit des einen Merkmals vom anderen: die Intelligenz hat nicht die Sprache „bewirkt“ oder der aufrechte Gang die Intelligenz oder umgekehrt. Dieses Wesen ist *ein* Naturentwurf, und zu seiner Lebensfähigkeit gehören genau diese Eigenschaften in

genau den zu zeigenden gegenseitigen Beziehungen. Ich werde auch gleich im ersten Teil zeigen, daß diese Sonderstellung des Menschen innerhalb der klassischen Abstammungstheorie selbst ein unübersehbares Problem ist, und dies in den bestimmten, darzustellenden Theorien nachweisen.

Methodisch ist hier also die Erinnerung notwendig, daß der Begriff der „Ursache“ vollständig zu verschwinden hat. Er hat einen definablen Sinn nur da, wo einzelne Zusammenhänge isoliert werden können, also innerhalb echt experimenteller Wissenschaften. Sonst ist er ein Kurzschlußbegriff und besteht meistens darin, daß man aus einem ganzen Komplex ein Merkmal isoliert und als „Ursache“ eben dieses Komplexes, aus dem es isoliert wurde, setzt. So, wenn gesagt wird, der Gebrauch der Hand sei die Ursache der starken Gehirnentwicklung und diese wieder die Ursache der Menschwerdung, oder die Auflichtung spätertertiärer Urwälder sei die Ursache des berühmten Herabsteigens von den Bäumen und dieses die Ursache der Aufrichtung usw.

Eine äquivalente Behandlung, welche die Fehler solcher „Kausalfragen“ vermeidet und von vornherein im Sinne unserer biologischen Fragestellung liegt, ist die folgende: daß man auf den *Zusammenhang* von *Bedingungen abhebt*. Man formuliert also: ohne A kein B, ohne B kein C, ohne C kein D usw. Läuft diese Reihe in sich zurück – ohne N kein A –, so ist ein totales Verständnis des betrachteten Systems gelungen, ohne daß irgendwo die Metaphysik einer einzelnen Ursache Platz hätte.

Man sieht sofort, daß diese Methode der „Ganzheit“ des Menschen, wenn sie existiert, allein angemessen wäre, ja, daß umgekehrt diese Ganzheit nur dann bewiesen ist, wenn diese Methode gelingt, die die unsere ist.

Diese seit der ersten Auflage unverändert unterstrichenen Grundthesen haben dieses Buch nicht vor Mißverständnissen bewahrt, die sich alle um eine zu enge, populäre Fassung des Begriffes „biologisch“ gruppieren. Begreiflicherwise gehört dieser Begriff infolge des Mißbrauches, der damit getrieben wurde, zu denen, gegen die man sensibilisiert ist. Aber man kann ihn schwer ersetzen: die Worte „lebenswissenschaftlich“ oder „vitalistisch“ enthalten nicht weniger Vieldeutigkeiten. Es soll daher wieder betont werden, daß das Bewußtsein, die Vorstellungswelt, die Sprache hier nicht aus körperlichen Vorgängen „abgeleitet“ oder auf sie „zurückgeführt“ werden sollen, und daß die Kunst, die Religion, das Recht nicht als bloße Reflexe des organischen Lebens verstanden werden können.

Die hier gewählte und als biologisch bezeichnete Betrachtungsweise besteht vielmehr darin, die höheren Funktionen, wie Phantasie, Sprache, Denken usw., im *Vollzuge* zu beobachten. Eine parallellaufende Untersuchung zeigt die klar umschriebene Sonderstellung des Menschen in morphologischer, also engeren Sinnes biologischer Hinsicht. Hier entsteht die

Frage: wie kann ein so schutzloses, bedürftiges, ein so exponiertes Wesen sich überhaupt am Leben erhalten? Es zeigt sich nun, daß jene höheren Funktionen unter dieser, im weiteren Sinne biologischen Frage als Lebensnotwendigkeiten erscheinen, daß sie also in jene morphologische Sonderstellung „hineinkomponiert“ sind. Beide Gedankenreihen laufen daher im Begriff der *Handlung* zusammen, deren nähere, empirische Analyse auf Schritt und Tritt echte Strukturen zeigt, d. h. Kategorien, die den Zusammenhang des Leiblichen und Seelischen enthalten und, sagen wir, auf gewisse Verdichtungsstellen eingrenzen. Dieser Zusammenhang *selbst* ist unserer Erkenntnis transzendent. Von ihm gilt, was Heisenberg (Die Einheit des naturw. Weltbildes, 1942, p. 32) sagt: daß „die Wirklichkeit für unser Denken zunächst in getrennte Schichten zerfällt, die sozusagen erst in einem abstrakten Raum hinter den Phänomenen Zusammenhängen“, so daß „alle Erkenntnis gewissermaßen über einer grundlosen Tiefe hängen muß“. Andererseits wird dieser Zusammenhang selbstverständlich in jeder gewollten Armbewegung fortdauernd *vollzogen*, ist also eine Tatsache und Erfahrung. Die Analyse der Handlungsvollzüge des Menschen läßt also erhoffen, diesen dunkelsten aller „abstrakten Räume“ wenigstens approximativ und von den Rändern her zu erleuchten.

Ich will hier schon ein Beispiel geben. Es betrifft die fundamentale Kategorie der „Entlastung“. Das Denken, Vorstellen und Phantasieren ruht, wie sich zeigen wird, auf einem breiten Unterbau „sensomotorischer“ Funktionen, die über Hand, Auge und Sprache laufen. Es wäre eine unerlaubte Vereinfachung, wollte man deswegen die ersteren auf die letzteren „zurückführen“ oder aus ihnen „entstehen“ lassen. Andererseits ist kein Zweifel an dem Bestehen dieser Fundierung. Die hier einsetzende Kategorie der Entlastung meint nun, daß die Funktionen des Denkens und der Phantasie an den elementaren, mit Worten durchwobenen Tast- und Seherfahrungen ihre Beweglichkeit erhalten, daß sie die dort entwickelten Erfahrungen in einer sozusagen müheloserer und freieren Form fortsetzen, und daß gewisse Strukturen beider Bereiche nachweisbar identisch sind. Diese höheren Funktionen mögen, wie Nie. Hartmann in einer souveränen Rezension dieses Buches (Bl. f. dt. Philos. 15, 1941) es ausdrückte, „den Apparat der Sprache wieder überflügeln und hinter sich lassen, könnten deswegen aber doch sehr wohl durch ihn vorerst einmal die Freiheit ihrer Spannweite gewonnen haben“. Man findet bei Bergson (Schöpf. Entw., übers. 1921, p. 188) einen Ansatz in ähnlicher Richtung, der die Kategorie der Entlastung enthält: „Beim Menschen kann die Bewegungsgewohnheit andere Bewegungsgewohnheiten in Schach halten, und so, durch Überwindung des Automatismus, das Bewußtsein in Freiheit setzen.“ In diesem Schema ist dann das Problem von Denken und Sprache, Sprache und Handlung

so gestellt, daß es sehr wohl einer analytischen Untersuchung offensteht, *wenn* diese die Handlung in den Mittelpunkt stellt.

Doch zurück zu den allgemeineren Fragen. Die höheren Funktionen werden hier so gefaßt, daß sie zu den Bedingungen gehören, unter denen ein so exponiertes Wesen wie der Mensch erst wirklich lebensfähig wird. Gegen diese hier biologisch genannte Ansicht wird sich zunächst einmal wenig einwenden lassen, wenn sie auch durchaus eine elementare bleibt. Man kann nicht alle Probleme auf einmal behandeln, und wie sich diese Ansicht modifiziert, wenn man sie auf die geistige Superstruktur ganzer Gesellschaften bezieht, werden wir an anderer Stelle sehen. Aber hier schon läßt sich zeigen, daß sich unsere Ansicht gerade umgekehrt zu jener verhält, welche mit einer „Zurückführung“ des geistig-seelischen Bereiches auf den organischen arbeitet. Man sieht nämlich immer wieder, daß das, was man jenen geistigen Leistungen allein zuzurechnen und vorzubehalten pflegt, schon in den vitalen Schichten „vorberücksichtigt“ ist. Die vegetativen, sensorischen und motorischen Funktionen arbeiten offenbar sehr viel geistreicher, als der Idealismus zugeben wollte und der Materialismus zugeben konnte. Eben deswegen kann man sich jene höchsten Funktionen nicht in einem beliebig gearteten Organismus vorstellen, und so bleiben sie zuletzt doch unverstanden, wenn man sie nicht mit der organischen Sonderstellung des Menschen in Beziehung setzt.

Wenn der Mensch hier und in dieser Beziehung, im *Vergleich* zum Tier als „Mängelwesen“ erscheint, so akzentuiert eine solche Bezeichnung eine Vergleichsbeziehung, hat also nur einen transitorischen Wert, ist kein „Substanzbegriff“. Insofern will der Begriff gerade das, was H. Freyer (*Weltgeschichte Europas*, 1949, I, p. 169) gegen ihn einwendet: „Man setzt den Menschen fiktiv als Tier, um dann zu finden, daß er als solches höchst unvollkommen und sogar unmöglich ist.“ Eben das soll der Begriff leisten: die übertierische Struktur des menschlichen Leibes erscheint schon in *enger* biologischer Fassung im Vergleich zum Tier als paradox und hebt sich dadurch ab. Selbstverständlich ist der Mensch mit dieser Bezeichnung nicht ausdefiniert, aber die Sonderstellung bereits in *enger*, morphologischer Hinsicht ist markiert.

## 2. Ablehnung des Stufenschemas

Es ist nun notwendig, eine erste und unterrichtende Übersicht über das Ganze der folgenden Darlegungen vorzuschicken, damit der Leser schon mit bestimmten Vorstellungen an dieselben herangeht. Das „anthropologische Schema“ ist hier schon im Umriß darzustellen, denn

es bildet den Leitgedanken aller folgenden näheren Untersuchungen, die dieses Schema nur durchführen. Zunächst bedarf es aber noch einer kurzen, negativen Vorarbeit, um ein Vorurteil außer Kraft zu setzen, das wahrscheinlich mit einer Art Selbstverständlichkeit auftritt, wo es sich um das Verhältnis von Mensch und Tier handelt.

Man kann dieses Vorurteil an dem bekannten Buch Schelers „Die Stellung des Menschen im Kosmos“ aufweisen, in dem mit Hilfe der folgenden Vorstellungen gearbeitet wird:

Aus dem instinktiven Verhalten, einem in bestimmtem Rhythmus verlaufenden, sinnvollen, nicht erworbenen und artdienlichen Verhalten, gehe sowohl das gewohnheitsmäßige hervor als auch das intelligente. Das gewohnheitsmäßige Verhalten kommt jedem Lebewesen zu, das sein Verhalten auf Grund früherer Erfahrungen in einer lebensdienlichen und zweckmäßigen Weise langsam und stetig abändert, in strenger Abhängigkeit von der Zahl der Versuche und der sogenannten Probierbewegungen. Wo ein Tier erfolgreiche Probierbewegungen festhält und herausübt, bildet sich eine Gewohnheit, und das assoziative Gedächtnis sei ebenfalls in jener Fähigkeit beschlossen. Eng verbinde sich dieses Prinzip von Anfang an mit der Handlungs- und Bewegungsnachahmung, und ohne uns auf unsichere Zuordnungen einzulassen, kann gesagt werden, daß ein Verhalten, in dem Übung, Gewohnheit, Nachahmung und Gedächtnis zu bemerken sind, sich vom primitiveren instinktiven sowie vom intelligenten zureichend unterscheidet. Wo immer die Natur diese neue psychische Form hervorgehen ließ, hat sie ein Hilfsmittel für die nun möglichen neuen Gefahren mitgegeben, nämlich die praktische Intelligenz und Vorzugsfähigkeit. Ein Lebewesen verhält sich intelligent, wenn es ohne Versuche ein sinngemäßes Verhalten *neuen*, weder art- noch individualtypischen Situationen gegenüber vollzieht, wenn es plötzlich eine triebhaft interessante Neuaufgabe löst. Es handelt sich um eine aufspringende Einsicht in einen neuartigen Sachverhalt, der durch Antizipation, durch Vorherhaben eines möglichen Umstandes ergänzt wird, ein Erlebnis, das umgehend in ein erfinderisches Handeln übergeht. Gibt man nun, wie kaum zweifelhaft ist, den höheren Affen diese Fähigkeit zu, so entsteht die Frage, ob es dann noch einen Wesensunterschied zwischen Tier und Mensch gebe.

Scheler bejahte diese Frage in dem Gedanken, das neue Prinzip, das den Menschen zum Menschen mache, sei ein allem Leben überhaupt entgegengesetztes Prinzip, stehe außerhalb alles dessen, was wir Leben nennen könnten: es sei der Geist. Das Wesen des Geistes sei seine existentielle Entbundenheit, Ablösbarkeit vom Banne und von der Abhängigkeit vom Organischen. Ein solches geistiges Wesen sei nicht mehr trieb- und umweltgebunden, sondern umweltfrei oder weltoffen, es vermöge die ur-

sprünglich gegebenen Widerstandszentren der Umwelt zu Gegenständen zu erheben und den Akt der Ideierung zu vollziehen, d. h. Dasein und Wesen grundsätzlich zu trennen. Der Mensch könne durch einen asketischen Akt der Hemmung der eigenen triebhaften Zuwendung zu den Dingen den Realitätseindruck der Welt aufheben und das reine Sosein der Dinge erfassen, von ihrem Dasein absehend, ja sich durch solche Einsicht in reine Soseinsverhalte bestimmen lassen. Denn das *Dasein* der Dinge sei gegeben im Erlebnis des Widerstandes derselben gegen unser strebendes und triebhaftes Leben, aber der Mensch sei fähig, jenen Lebensdrang außer Kraft zu setzen, im Verhältnis zu dem die Welt vor allem als Widerstand oder Reiz erscheine, und nun diese verdrängte Triebenergie zu sublimieren zum unendlichen Ausbau jener geistigen Akte, die das bloße Wesen und Sosein der Dinge erfassen. D. h., der Geist lebt von den Kräften, die nicht in der Welt umgesetzt, *die ihr entzogen werden*, er bewegt sich außerhalb des Lebens und auf Kosten des Lebens. „Der Mensch allein (ich zitiere Scheler) vermag sich über sich als Lebewesen emporzuschwingen und von einem Zentrum gleichsam jenseits der raumzeitlichen Welt aus alles, und darunter auch sich selbst, zum Gegenstände seiner Erkenntnis zu machen. Dieses Zentrum aber, von dem aus der Mensch die Akte vollzieht, durch die er die Welt, seinen Leib und seine Psyche vergegenständlicht, kann nicht selbst ein Teil eben dieser Welt sein.“

Über diese hier referierte Lehre ist die Anthropologie, soweit ich sehe, nicht wesentlich hinausgegangen, denn auch die programmatische Lehre von der Leib-Seele-Geist-Einheit bringt ja nur am letzten Teil eine Korrektur an, indem sie sich weigern würde, die These von der „Außerweltlichkeit“ des Geistes mitzumachen.

Dies aber nur vorbereitend. In der Lehre Schelers steckt außerdem ein sehr allgemeines Vorurteil, nämlich ein *Stufenschema*, dessen Abschnitte Instinkt, Gewohnheit, praktische Intelligenz und menschliche Intelligenz heißen. Es ist dies eine täuschende Ordnung, auf die man sich nicht einlassen darf, denn es gibt dann nur zwei Möglichkeiten:

Entweder gibt es dann bloß einen graduellen Unterschied zwischen der praktischen Intelligenz, die schon Tiere haben, und der menschlichen; also einen kontinuierlichen Übergang vom Tier zum Menschen, so daß der Mensch durch bloße Anreicherung oder Verfeinerung, Komplizierung tierischer „Eigenschaften“ definiert wäre – ganz im Sinne der klassischen Abstammungslehre.

Oder der Unterschied zwischen beiden und das wesentlich Menschliche wäre in einer besonderen Beschaffenheit *bloß der Intelligenz* zu suchen, in irgendeiner besonderen Qualität „Geist“. Dieser müßte dann zwangsläufig allen vorhergehenden Leistungen, bis zur praktischen Intelligenz,

*gegenübergestellt* und, wie man sofort sieht, damit denaturiert werden. Die Behauptung (Scheler-Klages), der „Geist“ sei außerlebensfähig oder überlebensfähig, sagt dann gar nichts Neues aus, sie macht bloß klar, wie man gedacht hat, weil man an ein bestimmtes Zwangsschema gebunden war.

Denkt man also in diesem Stufenschema, so muß man eine doch wohl wesentliche Möglichkeit verpassen: nämlich die, daß der Unterschied vom Tier beim Menschen in einem durchlaufenden Strukturgesetz bestehen könnte, daß also der „Stil“ oder die Verlaufsform der Bewegungen, der Handlungen, der Lautäußerungen, der Intelligenzakte, der Antriebserlebnisse ein grundsätzlich anderer sein könnte. Diese Betrachtung wird hier verfolgt, und sie kommt außer Zweifel, wenn sich eine *Einheit* des Strukturgesetzes aufzeigen läßt, das *alle* menschlichen Funktionen von den leiblichen bis zu den geistigen beherrscht. Man kann dann den Unterschied keineswegs allein mehr in den „Geist“ setzen, sondern er wäre genau so schon in physischen Bewegungsformen aufweisbar. Wir werden, um jetzt eine erste Formel zu geben, den Menschen als *handelndes Wesen* definieren. Darin bekommt die oben gegebene Bezeichnung des Menschen als eines stellungnehmenden, nicht festgestellten, verfügenden (auch über sich verfügenden) Wesens eine weitere und entscheidende Verdeutlichung. Und es ist klar, wie diese Definition innerhalb des Stufenschemas überhaupt nicht erscheinen kann, wie sie ganz jenseits der Frage liegt, ob zu den tierischen Voraussetzungen beim Menschen noch der Geist dazutritt oder nicht. Wohl aber können und werden wir nachweisen, wie die Bestimmung des Menschen zur Handlung das durchlaufende Aufbaugesetz aller menschlichen Funktionen und Leistungen ist, und daß sich diese Bestimmung aus der physischen Organisation des Menschen eindeutig ergibt: ein physisch so verfaßtes Wesen ist nur als handelndes lebensfähig; und damit ist das Aufbaugesetz *aller* menschlichen Vollzüge, von den somatischen bis zu den geistigen, gegeben.

Es hat also zunächst die uralte, auch bei Scheler noch im Hintergrund vorhandene Vorstellung zu fallen, als vereinige der Mensch in sich irgendwelche in der Natur aufeinander aufgebaute Lebensbereiche. Die Vorstellung ist etwa die, als gebe es in der Natur niedrigere Instinktwesen, etwas höhere Gewohnheits- und Gedächtnistiere, noch höhere mit praktischer Intelligenz, und als vereinige der Mensch alle diese Welten in sich, sie noch krönend mit seinem menschlichen Geist, ein Mikrokosmos. So ähnlich dachte schon Aristoteles, und gerade dieses Schema muß erkannt und verworfen werden, weil es das Verhältnis von Mensch und Tier von vornherein falsch bestimmt.

In dem von Scheler gegebenen Schema stecken zwei falsche Vorstellungsserien. Einmal die einer Entwicklungsordnung der Leistungen vom

„Instinkt“ an bis zum menschlichen Geist, und dann die andere, daß diese Leistungsstufung sich in der Folge von niederen zu höheren Tieren und zum Menschen hin darstelle. Wir müssen diese beiden Thesen gesondert widerlegen.

Die insbesondere von Konrad Lorenz geförderte neue Tierpsychologie („Ober die Bildung des Instinktbegriffs“, Die Naturwiss. 1937, 19 bis 21. „Über den Begriff der Instinkthandlung“, Folia Biotheoret. 1937, II. „Vergl. Verhaltensforschung“, Vhdlgn. dt. zool. Ges. 1939, „Die angeborenen Formen möglicher Erfahrung“, Ztsch. f. Tierpsych. V, 2. „Psychologie u. Stammesgeschichte“ in: Die Evolution der Organismen, 1943. „Über das Töten von Artgenossen“, Jhb. Max Planck-Ges. 1955) hat mit der alten, von Spencer, Lloyd Morgan u. a. vertretenen Meinung aufgeräumt, daß der „Instinkt“ die ontogenetische und phylogenetische „Vorstufe“ der höheren geistigen Leistungen sei. Es gibt zunächst, wie sorgfältige Experimente zeigen, zwei grundsätzlich verschiedene Arten von angeborenen, arterhaltenden Bewegungsvorgängen, nämlich Orientierungsreaktionen, die von steuernden Außenreizen abhängig sind, und Instinktbewegungen. Wenn ein Frosch sich zuerst mit seinen Augen und dann durch kleine Schrittschritte mit seinem ganzen Körper symmetrisch zu einer Fliege einstellt, bevor er schnappt, so vollzieht er eine Orientierungsreaktion (Taxis). Wenn ein Fisch eine Mückenlarve mit beiden Augen fixiert und ansteuert, gleichzeitig aber einer dazwischenstehenden Wasserpflanze ausweicht, so löst er ein bestimmtes Raumproblem, nämlich das des „Umweges“ sofort, d. h. ohne Versuchs- und Irrtumsverhalten. Es besteht so ein fließender Übergang von den einfachen Orientierungsmechanismen zum einsichtigen Verhalten und zur Intelligenz, und wenn der Schleimfisch *Blennius* auf der Flucht gleichzeitig die Richtung im Auge behält, aus der der Feind kommt, und diejenige, in der sein Schlupfwinkel liegt, so wirkt sein Verhalten „intelligent“. Orientierungsreaktionen sind wahrscheinlich die phylogenetischen Wurzeln komplizierter *variabler* Verhaltensweisen, gleich ursprünglich mit echten Instinkten, aber nicht auf diese zurückführbar, also von ihnen durchaus zu unterscheiden.

Echte Instinkte dagegen sind Bewegungen oder besser sehr prägnante *Bewegungsfiguren* sehr spezieller Art, die auf Grund eines angeborenen Automatismus ablaufen und die von inneren endogenen Reizerzeugungsprozessen abhängig sind. Kraft einer solchen *inneren* Umstimmung beginnen die Vögel mit ihren Instinktbewegungen des Nestbaus, indem sie das Material Zusammentragen, das vorher und nachher für sie nicht existiert, oder produzieren zahlreiche Tierarten die rhythmischen, sehr präzisen Bewegungsfiguren, die als Balz die Paarung einleiten und durchführen. Die innere Reizproduktion solcher angeborenen Bewegungsfiguren



ren ist besonders dadurch beweisbar, daß sie bei hohem Reizspiegel – z. B. bei Hunger – und beim Fehlen eines Zielgegenstandes geradezu „im Leeren“ ablaufen können, so wie ein von Lorenz beobachteter junger Star alle Bewegungsfolgen des Beutefangs, einschließlich des Verfolgens der nicht vorhandenen Beute mit Augen und Kopf, des Abflugs, Schnappens und der Schluckbewegung ohne Objekt vollzog. Ein isoliert aufgezogener Wellensittich, der vor einer völlig ungliederten Attrappe balzt, scheint geradezu die Körperformen eines wirklichen Sittichweibchens zu halluzinieren, indem er bestimmte, normalerweise den Kopf des Weibchens betreffende Bewegungsweisen, wie Füttern und Kraulen, genau an jener Stelle im Raume ausführt, wo der Kopf des Weibchens, das er nie gesehen hat, sein müßte.

Instinktbewegungen, also angeborene und artspezifische Verhaltensfiguren, werden natürlich normalerweise durch die passenden Objekte ausgelöst, die das Tier in seiner Umwelt vorfindet, also durch den Artgenossen oder Geschlechtspartner, die Beute, den Feind usw. Oder besser, sie werden nicht durch diese Objekte ausgelöst, sondern durch jeweils höchst spezifische wahrnehmbare „Signale“ an ihnen, die man Auslöser nennt. Eine isoliert und ausschließlich in Gesellschaft von Spießenten aufgezogene Stockente hatte gegenüber den Spießerpeln niemals geschlechtliche Reaktionen gezeigt. Als sie aber zufällig und nur durch eine enge Spalte im Gehege erstmalig einen Stockerpel erblickte, antwortete sie auf den Eindruck seines charakteristischen Prachtkleides mit einem explosiven Hervorbrechen aller arteigenen weiblichen Balzhandlungen. Bei der instinktiven Fluchtreaktion von Auerhühnern ist der Auslöser die prägnante, symmetrische Umrißgestalt des segelnden Sperbers. Eine Attrappe aus Pappe mit diesem Umriß löste bei zwanzig Tage alten Tieren intensive Instinktbewegungen aus: das einzige Hähnchen ging mit gespreizten Flügeln in Abwehrstellung, während die Hennen nach einer Deckung flüchteten und sich dort drückten. Als Auslöser dienen oft chemische „Signale“, also Geruchstoffe, so wie zahlreiche Tiere den Feind oder die Beute wittern, oft akustische (z. B. Warnlaute) oder optische Zeichen, nämlich auffallende, bunte Farben oder regelmäßige oder symmetrische Formen, in anderen Fällen wieder „Signalbewegungen“, also ungewöhnliche, prägnante und rhythmische Bewegungsfiguren. „Als Organ des ‚Imponiergehabens‘ (Heinroth), durch das ein Männchen sowohl dem Geschlechtsgenossen wie dem Weibchen als solches „kenntlich“ wird, finden sich bei Tintenfischen, Spinnen, Knochenfischen, Reptilien und sehr vielen Vögeln Organe, die fächerartig *spreizbar* sind und ein buntes Farbmuster zeigen, wobei dann stets eine Orientierungsreaktion dafür sorgt, daß die volle

Fläche des entfalteten Imponierorgans (z. B. ein Pfauenrad. Vf.) senkrecht zur Blickachse des Artgenossen steht“ (Lorenz, D. angeb. Formen, 257). Die Auslöser sind in allen Fällen so prägnant und spezifisch, daß die Forscher sie mit Attrappen nachahmen und so das Instinktverhalten experimentell „herausholen“ und untersuchen können. Tinbergen konnte die Nachfolgereaktion des Stichling Weibchens zum Nest mit primitiven Attrappen auslösen, wobei nur die rote Farbe des Männchens und die bestimmte Bewegungsweise des „Zickzacktanzen“ geboten wurde. Es gibt sehr komplizierte gegenseitige Verschränkungen von wechselweise sich auslösenden und wie auf einer Skala aufsteigenden, spezifischen Instinktbe-  
 wegungen zweier Artgenossen, wie sie z. B. Seitz an dem Fisch *Astatotilapia* untersuchte (Ztsch. f. Tierpsych. IV, 1940).

Diese sich hauptsächlich an die Namen von K. Lorenz, Seitz, Tinbergen (Instinktlehre, 1956), Heinroth u. a. anknüpfenden Forschungen haben die bisher sehr unsicheren Vorstellungen von tierischen Instinkten vollständig umgewälzt, die gesamte ältere Literatur überholt und eine experimentelle Wissenschaft mit strenger Begriffsbildung eröffnet. Außerordentlich mager und enttäuschend sind jedoch, wie wir später sehen werden, die insbesondere von K. Lorenz unternommenen Versuche einer direkten Übertragung dieses Instinkt-  
 begriffs auf den Menschen ausgefallen. Die für den Menschen entscheidende Eigenschaft besteht, wie Lorenz übrigens selbst sieht (Die angeb. Formen, 292), bei diesem Thema in einer *Instinktreduktion*, d. h. in einem offenbar stammesgeschichtlichen „Abbau“ fast aller fest montierten Zuordnungen von „Auslösern“ zu speziellen, angeborenen Bewegungsweisen. Dies geht so weit, daß sehr oft bloß noch affektive „Gefühlsstürme“ ohne alle Handlungen oder, in anderen Fällen, in sehr variablen und unvorhersehbaren Handlungen auf ebenso unvor-  
 aussehbare Reize antworten, die aus der großartig umstrukturierten menschlichen Wahrnehmungswelt heraus auftauchen.

Für die uns jetzt beschäftigende Frage steht schon fest, daß zwischen intelligentem und instinktivem Verhalten keineswegs ein Stufenverhältnis besteht, sondern, wie schon Bergson sah, geradezu eine Tendenz zur gegenseitigen Ausschließung. Auch in den sehr zahlreichen Fällen, wo Taxien, bedingte Reflexe oder Selbstdressuren in das instinktive Verhalten eingeschaltet sind, kann man beide analytisch noch sondern. Die merkwürdigen und „eigensinnigen“ Instinktbe-  
 wegungen beruhen auf inneren Kumulierungsvorgängen reaktionsspezifischer Energien, die sich wie Hormone verhalten, innere Reize erzeugen und den Organismus zum Handeln treiben, das unfehlbar einspringt, wenn ein zugeordneter „Auslöser“, über die Wahrnehmungszentren wirkend, die

zentralen Hemmungen abschaltet. Diese Vorgänge sind physiologisch offenbar von Orientierungsreaktionen (Taxien) sowie von allen Selbstdressuren, Lernvorgängen und „Einsichten“, welche ein nach wechselnden Umständen variables Verhalten ermöglichen, durchaus verschiedenen, mit ihnen gleich ursprünglich und nicht deren Vorstufen.

Auch die zweite These Schelers besteht nicht zu Recht. Es gibt keine „Parallelität“ der Aufbauordnung der Leistungen mit der Systematik höherer und niederer Tiere derart, daß es für den Menschen einen notwendigen, sozusagen leergelassenen Platz an der Spitze gäbe. Nahe verwandte Tiere mit fast den gleichen Instinkthandlungen können in ihrer Fähigkeit zu erlerntem Verhalten erstaunlich verschieden sein. Dohlen und Kohlkraben verstecken mit denselben instinktiven Koordinationen ihre Nahrungsreste, doch lernt nur der Kohlkrabe, daß dieses Verhalten allein Erfolg hat, wenn niemand dabei zusieht. Man muß bei der Erforschung von Leistungen sich außerhalb der zoologischen Systematik bewegen, die Leistungsgattungen stimmen mit den zoologischen nicht überein. Buytendijk hat dies in verschiedenen Schriften außer Zweifel gesetzt (*Psych. des animaux*, Paris 1928. Bl. f. dt. Philos. III, 33 ff. Die neue Rundschau, Okt. 1938). Er sagt: „Die Darwinistische Auffassung, daß das Größerwerden der Lernfähigkeit in der Wirbeltierreihe parallel geht mit der zoologischen Entwicklung und in der menschlichen Lernfähigkeit den Höhepunkt erreicht, steht im Widerspruch zu den Tatsachen.“ Baumtiere, wie Affen, Eichhörnchen, Papageien, haben in vielem gleiche Gewohnheiten und zeigen dieselben hochentwickelten Lernmöglichkeiten: Eichhörnchen z. B. finden ihre aufbewahrten Nüsse nach rein optischen Erinnerungsdaten, und diese Eigenschaft, wie auch die Verwendung von Umwegen zur Erreichung eines Zieles, gehört nach W. Köhler gerade zu den Höchstleistungen der höheren Affen.

Die Intelligenz der Tiere, für sich allein betrachtet, folgt keineswegs ihrer Rangordnung in der zoologischen Systematik. Die jagenden Insekten, wie Gottesanbeterinnen und Libellen, die mit Wendung des Kopfes die Beute anvisieren, während die übrigen Orientierungsreaktionen ungestört weiter verlaufen, wirken weitaus intelligenter als ihre nächsten Verwandten, die dieser Fähigkeit entbehren. Sie ähneln darin den Affen Köhlers, die „durch ihr Blicken erweisen, daß sie wirklich zunächst eine Art Bestandsaufnahme der Situation vornehmen“. Das ist aber, wie Buytendijk zeigte, keineswegs ein Privileg höherer Tiere, sondern eine Eigenschaft vieler Jagd- oder Baumtiere (*Psych. des animaux* p. 243, vgl. Kap. 8, *La pensée des animaux*). Die Fähigkeit rein optischer Raumorientierung in fremden Räumen haben Katzen, Affen und Vögel, aber nicht Hunde. Umgekehrt zeigen zoologisch sehr verwandte Arten,

wie Frösche und Kröten, ein außerordentlich verschiedenes Verhalten, denn Frösche sind Laueriere, Kröten beutesuchende Jagdtiere.

Andererseits ist die einfache Instinktreaktion, d. h. die Enthemmung angeborener Bewegungsketten durch ein unbedingtes Ansprechen auf Auslöser, keineswegs ein Privileg niederer Tiere. „Insbesondere werden soziale Instinkthandlungen von Vögeln sehr oft ausschließlich durch angeborene Schematen von hoher Spezialisierung zum Ansprechen gebracht“ (Lorenz, Fol. Bioth. 1937). Daneben aber findet sich wieder bei Vögeln eine durch Erlernen erworbene Eingrenzung von Instinkthandlungen auf ganz bestimmte Objekte. „So spricht z. B. die Verteidigungsreaktion einer Stockentemutter unmittelbar nach dem Schlüpfen ihrer Jungen auf den Notruf *jedes* Stockentenkückens voll an, einige Wochen später aber nur auf den ihrer eigenen, zu dieser Zeit von der Mutter persönlich gekannten Kinder“ (a. a. O.).

Es genügen für unseren Zweck diese wenigen Beispiele, die man aus den zitierten Schriften vermehren kann: hier kam es darauf an, das harmonistische Stufenschema abzulehnen, innerhalb dessen es für den Menschen nur einen bestimmten, leergelassenen Platz gibt. Vor allem darf man sich nicht darauf einlassen, den Menschen entweder als nur graduell vom Tiere unterschieden anzunehmen, oder ihn durch den „Geist“ allein, dann also meistens im Sinne eines gegennatürlichen Wesenszuges, zu bestimmen. Die Anthropologie gewinnt ihr Feld überhaupt erst jenseits dieser Vorurteile, und sie muß an einem strukturellen Sondergesetz festhalten, welches in *allen* menschlichen Eigentümlichkeiten dasselbe ist, und welches von dem Naturentwurf eines *handelnden Wesens* aus verstanden werden muß.

Immerhin lassen sich doch wohl einige Gesetze formulieren, die man über tierische Leistungen und Leistungsgrenzen im allgemeinen aufstellen kann.

1. Im allgemeinen lernen Tiere, d. h. sie verwerten Erfolgserfahrungen im Sinne zweckmäßigeren und glatteren Verlaufs im Wiederholungsfall unter der Einwirkung lebenswichtiger Reiz- oder Schockwirkungen. Eben darauf beruht ja der Mechanismus des „bedingten Reflexes“. Wenn einem für das Tier biologisch bedeutungslosen Außenreiz mehrere Male ein bedeutungsvoller folgt, der eine angeborene instinktive Reaktion auslöst, so verhält sich das Tier allmählich schon auf den ersten so, als ob er ein Vorzeichen des folgenden biologisch bedeutsamen Ereignisses sei. Man kann mit Lorenz (Folia Bioth. p. 41) und Guillaume (La Formation des Habitudes, 1947, p. 24) durchaus sagen, daß der substituierte Reiz als „Signal“ des folgenden, biologisch

wesentlichen eintritt, sollte aber an dieser Stelle den Ausdruck „Bedeutung“ nicht verwenden. Denn eine Bedeutung des Signals, nämlich seine Auffassung als eines solchen, gibt es erst im Akte der *Unterscheidung* von dem, was es bedeutet, und im gleichen Augenblick wird das Signal Symbol, d. h. es erhält einen Stellenwert im sozialen Verkehr. Ein Eisenbahnsignal z. B. ist eine auf zwei mögliche Texte hin verengte, auf den optischen Sektor eingegrenzte Kurzmitteilung und durch bedingte Reflexe gar nicht zu erklären.

2. Ein Leistungsplus wird also von Tieren nur im Anziehungs- oder Abstoßungsfeld ganz konkreter, gegenwärtiger Situationen aufgebaut, die letzten Endes instinkt-bedeutsam sein müssen. Man kann diesen Sachverhalt auch so ausdrücken, daß man sagt: die Lernleistungen liegen irgendwo auf dem Wege zu einer instinktiven Endphase des Verhaltens, einer consummatory action. Sie liegen daher besonders häufig im „Appetenzverhalten“ (appetitive behaviour), d. h. in den Verhaltensweisen, die unter Beibehaltung eines gleichbleibenden Zieles adaptive Veränderlichkeit zeigen. Dieses gleichbleibende Ziel ist eben eine instinktive consummatory action. Es ist also, wie Lorenz (Über d. Bildg. d. Inst.-Begr. p. 295) selbst unterstreicht, der „Appetit“ nach einer bestimmten Instinkthandlung, der imstande ist, „das Tier ebenso auf eine bestimmte, nicht angeborene Verhaltensweise zu dressieren, wie der Appetit nach einem Fleischstückchen einen Zirkuslöwen auf eine solche zu dressieren vermag“. Solche Eigendressuren können übrigens auch in die consummatory action selbst eingebaut sein, so wie junge Hühner sehr bald nicht mehr nach Steinchen picken, oder wie der junge Neuntöter die zur erfolgreichen Durchführung seiner Aufspießreaktion nötige Kenntnis des Dornes durch Eigendressur nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum erwirbt.

Spezifisch menschlich ist demgegenüber die Möglichkeit der *Entlastung* des Verhaltens, also z. B. der denkenden oder praktischen Tätigkeit von der Funktion im Dienst instinktiver Antriebe, damit also gleichzeitig die Chance zu lernen, ohne daß in der Verlängerung der Lernsituation eine biologisch ausgezeichnete Situation liegen muß. M. a. W: es ist die *Ablösbarkeit* einer freien, z. B. experimentierenden Tätigkeit einerseits vom Druck biologischer Bedürfnisse erster Hand, andererseits vom Zuge der „Prämiensituationen“, welche es ermöglicht, ein solches Verhalten unabhängig vom Reizbestand wechselnder Situationen durchzuhalten oder durchzuführen; während

das, was ein Tier gelernt hat, überhaupt nur dann in Erscheinung treten kann, wenn die definierte Situation eintritt, die das Stichwort dafür gibt. Es wäre falsch, diese erstaunliche menschliche Fähigkeit einseitig der Intelligenz zuzuschreiben, denn sie ruht auf einem sehr tiefliegenden Unterbau. Zu diesem gehört das von O. Storch (Die Sonderstellung des Menschen in Lebensabspiel und Vererbung, Wien 1948) in glücklicher Übereinstimmung mit den hier vertretenen Ansichten beschriebene „Freiwerden“ der Sinnesorgane aus dem Einbau in die tierischen Funktionskreise ebenso, wie die Instinktreduktion, die es weder zulässt, den weitaus überwiegenden Teil des menschlichen Verhaltens als Instinktverhalten noch als Appetenzverhalten zu beschreiben. Es ist von der höchsten Wichtigkeit, daß aller echte Symbolgebrauch, etwa der Sprache, auf dieser Bedingung der Ablösbarkeit des Verhaltens vom Kontext der jeweils aktuellen Situation beruht, denn es liegt geradezu im Wesen des Symbols, auf ein *Nichtgegebenes* und aus diesem Kontext nicht Erschließbares hinzuweisen.

3. Konrad Lorenz hat in der Arbeit „Psychologie und Stammesgeschichte“ (p. 122 f.) gegen meine Unterscheidungen mit dem Argument polemisiert, daß gewisse „Neugiertiere“, wie Raben, aktiv Lernsituationen aufsuchen, daß sie „sozusagen die Forschung um ihrer selbst willen betreiben“, und also „in ihrer Methode der Umweltbeherrschung dem Menschen sehr viel näher stehen als etwa der Schimpanse als Kletterspezialist“. Daß solche Tiere sich unbekanntem Außenreizen positiv zuwenden, um „durch systematische (!) Untersuchung schlechterdings aller Reize allmählich die biologisch relevanten herauszugreifen“, schließt die ungeheure Kluft zwischen Mensch und Tier ebensowenig wie das Wort „Neugierde“ oder wie die passionierte Zuneigung dieses ausgezeichneten Forschers zu seinen Versuchstieren. Auf diesen Wegen kommt Lorenz schließlich zu der immensen These, daß die wesentlichen Kulturleistungen des Menschen „ausschließlich auf Forschungsleistungen aufgebaut sind, die ganz wie (!) beim neugierig-spielenden Jungtier ausschließlich um ihrer selbst willen zustande gekommen sind“. Bei diesen tierischen Forschungsleistungen ist nun allerdings nicht viel an Erkenntnis herausgekommen. Wenn ein Rabe einen zugeworfenen Lappen „untersucht“ und ihn sogar später verwendet, um das instinktmäßig angeborene Verstecken von Nahrungsresten auszuführen, so scheint uns das außerordentlich intelligent, und man vermißt eigentlich nur noch die Worte „na, nehmen wir mal

### 3. Erster Begriff vom Menschen

einstweilen das“. Dabei verdanken wir Lorenz selbst den Hinweis an anderer Stelle (Bildg. d. Inst. Begr., p. 311), daß sich „nachweisen läßt, daß der Rabe keinerlei Einsicht in das Wesen des ‚Versteckens‘ im Sinne des Unsicht- barmachens des Versteckten besitzt“. Unter menschlicher Neugier verstehe ich, und würde vorschlagen zu verstehen, die ihrer Struktur nach außerordentlich hoch intellektuelle Fähigkeit, ein durchaus instinktiv verwurzeltes Interesse an einem Sachverhalt als bloß gewußtem abzusättigen. Die noch höhere intellektuelle Neigung der eigentlichen Forschung besteht dagegen darin, irgendwelche objektiven Tatsachen nach ihrer eigenen Sachgesetzlichkeit abzufragen, um sie mit anderen Tatsachen in einem verstehbaren Zusammenhang zu bringen. Die Bedingung dazu ist die, daß die instinktiven first-hand-Einstellungen zu den ersten Tatsachen entweder eingeklammert (wie die Furcht vor der Leiche beim Anatomen) oder so weit sublimiert sind, daß sie den Zutritt rein rationaler Einstellungen vertragen, ohne diese triebhaft abzudecken. Die Geschichte der Wissenschaft ist eine Geschichte sehr mühsamer innerer Askese, sehr künstlich gezüchteter Verzichtakte auf instinktiv bedingte „Vorurteile“. Ich würde dieses Forschungsinteresse nicht Neugier nennen und beide wieder von dem von Lorenz gemeinten aktiven Appetenzverhalten gegenüber unspezifischen neuen Reizen begrifflich durchaus unterscheiden.

### 3. Erster Begriff vom Menschen

Sieht man sich die oben formulierten Gesetze an, so erscheinen sie als Anwendungen derjenigen echt biologischen Betrachtungsweise, welche sich unter der Führung Uexkülls durchgesetzt hat. Wir werden nachher bei der Diskussion der Weltoffenheit des Menschen auf die Umwelttheorie ausführlich zurückkommen müssen. Hier genügt die Erinnerung, daß fast alle Tiere eine weitgehende regionale Fesselung an ganz bestimmte Umwelten, eine „Einpassung“ in solche zeigen, so daß die Betrachtung des organischen Baus bis in alle Einzelheiten der Sinnesorgane, der Verteidigungs- und Angriffswaffen, der Ernährungsorgane usw. Rückschlüsse auf Lebensweise und Wohngebiet zuläßt und umgekehrt. Ein fast wehrloses Tier, Pflanzenfresser, Bewohner unübersichtlicher Niederwälder wie das Reh wird nur als „Fluchttier“ lebensfähig sein, d. h. eine hochspezialisierte „Renngestalt“ haben, Gefahrgane hoher Leistungsfähigkeit usw. In *diesem* Zusammenhang arbeiten die Instinkte. Sie zu finden, bedarf es einer schwierigen experimentellen Untersuchung, aber jedesmal ist ein

Instinkt eine ganz spezifische, arteigene Bewegungsgestalt, die auf ebenso arteigene Umweltereignisse hin „angelegt“ ist.

Nunmehr ist es aber Zeit, einen ersten Überblick über das anthropologische Schema zu geben, das in diesem Buch durchgeführt werden wird.

Der Mensch ist das handelnde Wesen. Er ist in einem noch näher zu bestimmenden Sinne nicht „festgestellt“, d. h. er ist sich selbst noch Aufgabe – er ist, kann man auch sagen: das stellungnehmende Wesen. Die Akte seines Stellungnehmens nach außen nennen wir Handlungen, und gerade insofern er sich selbst noch Aufgabe ist, nimmt er auch zu sich selbst Stellung und „macht sich zu etwas“. Es ist dies nicht Luxus, der auch unterbleiben könnte, sondern das „Unfertigsein“ gehört zu seinen physischen Bedingungen, zu seiner Natur, und in dieser Hinsicht ist er ein Wesen der *Zucht*: Selbstzucht, Erziehung, Züchtung als In-Form-Kommen und In-Form-Bleiben gehört zu den Existenzbedingungen eines nicht festgestellten Wesens. Sofern der Mensch auf sich selbst gestellt eine solche lebensnotwendige Aufgabe auch verpassen kann, ist er das gefährdete oder „riskierte“ Wesen, mit einer konstitutionellen Chance, zu verunglücken. Der Mensch ist schließlich *vorsehend*. Er ist – ein Prometheus – angewiesen auf das Entfernte, auf das Nichtgegenwärtige in Raum und Zeit, er lebt – im Gegensatz zum Tier – für die Zukunft und nicht in der Gegenwart. Es gehört diese Bestimmung zu den Umständen einer handelnden Existenz, und was am Menschen im eigentlichen Sinne menschliches Bewußtsein ist, muß von hier aus verstanden werden. Überhaupt sind diese jetzt gegebenen Bestimmungen, die für alles Folgende genau festgehalten werden müssen, nur Entfaltungen der Grundbestimmung: der Handlung. Hält man daran fest, so gewinnt man eine Vielzahl von Einzelaussagen über den Menschen, als Entwicklungen der Grundanschauung: des Naturentwurfs eines handelnden Wesens.

Soviel ich sehe, ist ein in dieser Richtung zielender Ansatz zuerst im Deutschland der klassischen Zeit angedeutet und vorentworfen worden, aber nicht zur Entwicklung gelangt. Und zwar sind es Schiller und Herder, bei denen sich eine solche Auffassung findet: „Bei dem Tiere und der Pflanze“, sagt Schiller in „Über Anmut und Würde“, „gibt die Natur nicht bloß die Bestimmung an, sondern führt sie auch allein aus. Dem Menschen aber gibt sie bloß die Bestimmung und überläßt ihm selbst die Erfüllung derselben . . . der Mensch allein hat als Person unter allen bekannten Wesen das Vorrecht, in den Ring der Notwendigkeit, der für bloße Naturwesen unzerreißbar ist, durch seinen Willen zu greifen und eine ganz frische Reihe von Erscheinungen in sich selbst anzufangen (dies ist eine Kantische Definition der Freiheit, Vf.). Der Akt, durch den



er dieses wirkt, heißt vorzugsweise eine *Handlung*.“ Herder – auf den ich nachher ausführlich zurückkomme – sagt: „nicht mehr eine unfehlbare Maschine in den Händen der Natur, wird er sich selbst Zweck und Ziel der Bearbeitung.“ Das sind Einsichten hohen Wertes in das Problem des „nicht festgestellten Tieres“, des Wesens, das sich selbst Aufgabe ist, aber sie kamen in der Philosophie der Zeit nicht zur Entfaltung, weil deren sonstige philosophische Einstellung notwendig zur alten Auffassung des Menschen als Geistwesen führte, die insofern zu eng ist, als in ihr gerade die erwähnten Bestimmungen nicht ohne weiteres liegen.

Es ist nun vor allem diese hier in ersten Zügen beschriebene Wesensbestimmung, welche es erlaubt, die physisch-morphologische Sonderstellung des Menschen mit zu umfassen. Das ist von außerordentlicher Wichtigkeit. Nur von dem Gedanken eines handelnden, nicht festgestellten Wesens her bekommt man die Physis des Menschen überhaupt in den Blick, und niemals läßt die Definition als „Geistwesen“ allein einen Zusammenhang gerade dieser Leibesbeschaffenheit mit dem, was man unter Vernunft oder Geist zu verstehen pflegt, sichtbar werden. Morphologisch ist nämlich der Mensch im Gegensatz zu allen höheren Säugern hauptsächlich durch *Mängel* bestimmt, die jeweils im exakt biologischen Sinne als Unangepaßtheiten, Unspezialisiertheiten, als Primitivismen, d. h. als Unentwickeltes zu bezeichnen sind: also wesentlich negativ. Es fehlt das Haarkleid und damit der natürliche Witterungsschutz; es fehlen natürliche Angriffsorgane, aber auch eine zur Flucht geeignete Körperbildung; der Mensch wird von den meisten Tieren an Schärfe der Sinne übertroffen, er hat einen geradezu lebensgefährlichen Mangel an echten Instinkten und er unterliegt während der ganzen Säuglings- und Kinderzeit einer ganz unvergleichlich langfristigen Schutzbedürftigkeit. Mit anderen Worten: innerhalb *natürlicher*, urwüchsiger Bedingungen würde er als bodenlebend inmitten der gewandtesten Fluchttiere und der gefährlichsten Raubtiere schon längst ausgerottet sein.

Die Tendenz der Naturentwicklung geht nämlich dahin, organisch hochspezialisierte Formen in ihre je ganz bestimmten Umwelten einzupassen, also die unübersehbar mannigfaltigen in der Natur zustande kommenden „Milieus“ als Lebensräume für darin eingepaßte Lebewesen auszunutzen. Die flachen Ränder tropischer Gewässer wie die ozeanische Tiefsee, die kahlen Abhänge nördlicher Alpengebirge wie das Unterholz lichter Mischwälder sind ebenso *spezifische* Umwelten für spezialisierte, nur darin lebensfähige Tiere, wie die Haut der Warmblüter für die Parasiten, und so in unzähligen, je besonderen Fällen. Der Mensch dagegen hat, morphologisch gesehen, so gut wie keine Spezialisierungen. Er besteht aus einer Reihe von Unspezialisiertheiten,

die unter entwicklungsbiologischem Gesichtspunkt als Primitivismen erscheinen: sein Gebiß z. B. hat eine primitive Lückenlosigkeit und eine Unbestimmtheit der Struktur, die es weder zu einem Pflanzenfresser- noch zu einem Fleischfressergebiß, d. h. Raubtiergebiß machen. Gegenüber den Großaffen, die hochspezialisierte Baumtiere mit überentwickelten Armen für Hangelklettereien sind, die Kletterfuß, Haarkleid und gewaltigen Eckzahn haben, ist der Mensch als Naturwesen gesehen hoffnungslos unangepaßt. Er ist von einer einzigartigen, im ersten Teil näher zu durchforschenden biologischen Mittellosigkeit, und er vergütet diesen Mangel allein durch seine *Arbeitsfähigkeit* oder Handlungsgabe, d. h. durch Hände und Intelligenz; eben deshalb ist er aufgerichtet, „umsichtig“, mit freigelegten Händen.

Es ist wieder, wie ich nachher zeigen werde, Herder, welcher diese Einsicht in einer dem geringeren Fachwissen seiner Zeit entsprechenden Vagheit doch im wesentlichen entschieden erfaßt hat. Aber auch Kant hatte 1784 in der kleinen Schrift „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ eine ähnliche Intuition. Die Natur, sagt er dort, tut nichts überflüssig, und indem sie dem Menschen Vernunft und „Freiheit des Willens“ gab, verweigerte sie ihm Instinkte und Versorgung durch „anerschaffene Kenntniss“. „Er sollte vielmehr alles aus sich selbst herausbringen. Die Erfindung seiner Nahrungsmittel, seiner Bedeckung, seiner äußeren Sicherheit und Verteidigung (wozu sie ihm weder die Hörner des Stiers, noch die Klauen des Löwen, noch das Gebiß des Hundes, sondern bloß Hände gab), alle Ergötzlichkeit, die das Leben angenehm machen kann, selbst seine Einsicht und Klugheit, und sogar die Gutartigkeit seines Willens sollten gänzlich sein eigen Werk sein (!). Sie scheint sich hier in ihrer größten Sparsamkeit selbst gefallen zu haben, und ihre tierische Ausstattung so knapp, so genau auf das höchste Bedürfnis einer anfänglichen Existenz abgemessen zu haben, als wolle sie: der Mensch sollte, wenn er sich aus der größten Rohigkeit dereinst zur größten Geschicklichkeit, inneren Vollkommenheit der Denkungsart und – so viel es auf Erden möglich ist – dadurch zur Glückseligkeit emporgearbeitet haben würde, hiervon das Verdienst ganz allein haben und es sich selber nur verdanken dürfen.“ In diesen wichtigen Sätzen ist die Bestimmung des Menschen organisch mittellos, instinktlos und auf sich selbst gestellt zu sein, sich „hervorarbeiten“ zu müssen und als „sein eigenes Werk“ die Existenz als Aufgabe in sich selbst zu finden – zugleich Waage und Gewicht, wie Herder einmal sagt – sehr genial erkannt, und nur die Einengung dieser Aufgabe auf die „Erwerbung vernünftiger Moralität“ zeitbedingt.

### 3. Erster Begriff vom Menschen

Josef Pieper hat den Vf. in einer Kritik dieses Buches darauf aufmerksam gemacht, daß sich bereits in der Theologisdien Summe des Thomas v. Aquin (I, 76,5) das hier umrissene anthropologische Problem findet: „Die geistige Seele ist die vollkommenste Seele. Wenn nun aber die Körper der anderen Sinnenwesen (d. h. der Tiere) einen natürlich mitgegebenen Schutz, Haare statt der Kleidung und Hufe statt der Schuhe, wie auch von Natur ihre eigenen Waffen besitzen, wie Krallen, Zähne und Gehörn: dann scheint es doch, die geistige Seele hätte nicht mit einem so unvollkommenen Leibe vereinigt werden dürfen, dem solcherart Hilfen ermangeln.“ Thomas bezieht in seiner Antwort auf diesen Einwand sogar die „Instinktreduktion“ mit ein: „Die geistige Seele hat, da sie das Universale zu fassen vermag (Weltoffenheit!), die Kraft zum Unendlichen. Und darum konnte es nicht sein, daß ihr von der Natur eindeutig bestimmte, instinkthafte Meinungen festgesetzt würden... vielmehr besitzt der Mensch an Stelle all dieser Dinge von Natur die Vernunft und die Hände, welche die Werkzeuge der Werkzeuge sind“ usw. Ähnlich, worauf mich A. Szalai hinwies, De regimine principum I, 1.

Die Resultate der neueren Biologie geben uns die Möglichkeit, die exponierte und riskierte Konstitution des Menschen in einen weiteren Zusammenhang zu stellen. Die „Umwelt“ der meisten Tiere, und gerade der höheren Säuger ist das nicht auswechselbare Milieu, an das der spezialisierte Organbau des Tieres angepaßt ist, innerhalb dessen wieder die ebenso artspezifischen, angeborenen Instinktbewegungen arbeiten. Spezialisierter Organbau und Umwelt sind also Begriffe, die sich gegenseitig voraussetzen. Wenn nun der Mensch *Welt* hat, nämlich eine deutliche Nichteingrenztheit des Wahrnehmbaren auf die Bedingungen des biologischen Sichhaltens, so bedeutet auch dies zunächst eine negative Tatsache. Der Mensch ist weltoffen heißt: er *entbehrt* der tierischen Einpassung in ein Ausschnitt-Milieu. Die ungeweine Reiz- oder Eindrucksoffenheit gegenüber Wahrnehmungen, die keine angeborne Signalfunktion haben, stellt zweifellos eine erhebliche Belastung dar, die in sehr besonderen Akten bewältigt werden muß. Die physische Unspezialisiertheit des Menschen, seine organische Mittellosigkeit sowie der erstaunliche Mangel an echten Instinkten bilden also unter sich einen Zusammenhang, zu dem die „Weltoffenheit“ (M. Scheler) oder, was dasselbe ist, die Umweltenhebung den Gegenbegriff bilden. Umgekehrt entsprechen beim Tier die Organspezialisierung, das Instinktrepertoire und die Umweltfesselung einander. Es ist das anthropologisch entscheidend wichtig. Wir haben damit einen Strukturbegriff des Menschen, der *nicht* auf dem Merkmal des Verstandes, Geistes usw. allein beruht, und bewegen uns also von nun an jenseits der oben erwähnten Alternative, entweder einen nur graduellen Unterschied zwischen dem Menschen und den ihm nächststehenden höheren Tieren annehmen, oder den Wesensunterschied bloß in den Geist setzen zu müssen. Wir haben jetzt dagegen den „Entwurf“ eines organisch mangelhaften,

*deswegen* weltoffenen, d. h. in keinem *bestimmten* Ausschnitt-Milieu *natürlich* lebensfähigen Wesens, und verstehen jetzt auch, was es mit den Bestimmungen auf sich hat, der Mensch sei „nicht festgestellt“ oder „sich selbst noch Aufgabe“: Es muß die bloße Existenzfähigkeit eines solchen Wesens fraglich sein, und die bare Lebensfristung ein Problem, das zu lösen der Mensch allein auf sich selbst gestellt ist, und wozu er die Möglichkeiten aus sich selbst herauszuholen hat. Das wäre also das handelnde Wesen. Da der Mensch lebensfähig ist, müssen die Bedingungen zur Lösung dieses Problems in ihm liegen, und wenn bei ihm schon die Existenz eine Aufgabe und schwierige Leistung ist, so muß diese Leistung durch die *gesamte* Struktur des Menschen hindurch nachweisbar sein. Alle seine besonderen menschlichen Fähigkeiten sind auf die Frage zu beziehen: Wie ist ein so monströses Wesen lebensfähig, und damit ist das Recht der biologischen Fragestellung gesichert. Eine biologische Betrachtung des Menschen besteht also nicht darin, seine Physis mit der des Schimpansen zu vergleichen, sondern besteht in der Beantwortung der Frage: wie ist dieses mit jedem Tier wesentlich unvergleichbare Wesen lebensfähig?

Denn schon die Weltoffenheit ist, von daher gesehen, grundsätzlich eine *Belastung*. Der Mensch unterliegt einer durchaus untierischen *Reizüberflutung*, der „unzweckmäßigen“ Fülle einströmender Eindrücke, die er irgendwie zu bewältigen hat. Ihm steht nicht eine Umwelt instinktiv nahegebrachter Bedeutungsverteilung gegenüber, sondern eine Welt – richtig negativ ausgedrückt: ein *Überraschungsfeld* unvorhersehbarer Struktur, das erst in „Vorsicht“ und „Vorsehung“ durchgearbeitet, d. h. erfahren werden muß. Schon hier liegt eine Aufgabe physischer und lebenswichtiger Dringlichkeit: aus eigenen Mitteln und eigentätig muß der Mensch *sich entlasten*, d. h. *die Mängelbedingungen seiner Existenz eigentätig in Chancen seiner Lebensfristung umarbeiten*.

An dieser Stelle beginnt nun die tiefere wissenschaftliche Aufgabe, welche sich dieses Buch setzt. Wir konnten uns in dem bisher entworfenen Gesamtschema noch hier und da, wie gezeigt, an früheren Autoren orientieren, aber den Nachweis der Gültigkeit dieses Schemas bis ins einzelne der faktischen menschlichen Funktionszusammenhänge hat noch niemand vorgelegt. Dies deswegen, weil das Entlastungsprinzip nicht gesehen wurde, welches in dem eben hervorgehobenen Satz, der sehr wohl zu merken ist, erscheint. Dieses Prinzip bildet den Schlüssel zum Verständnis des *Strukturgesetzes* im Aufbau der gesamten menschlichen Leistungen, welchem Nachweis der ganze zweite und dritte Teil dieser Schrift gewidmet ist. Wir beginnen hier schon, die vielfältigen Zusammenhänge, die sich daran knüpfen, auseinanderzusetzen. Der

### 3. Erster Begriff vom Menschen

Grundgedanke ist der, daß die sämtlichen „Mängel“ der menschlichen Konstitution, welche unter natürlichen, sozusagen tierischen Bedingungen eine höchste Belastung seiner Lebensfähigkeit darstellen, vom Menschen selbsttätig und handelnd gerade zu Mitteln seiner Existenz gemacht werden, worin die Bestimmung des Menschen zur Handlung und seine unvergleichliche Sonderstellung zuletzt beruhen.

Die Akte, in denen der Mensch die Aufgabe, sein Leben möglich zu machen, durchsetzt, sind daher immer von zwei Seiten zu sehen: es sind *produktive* Akte der Bewältigung der Mängelbelastung – Entlastungen – und, von der anderen Seite gesehen, vom Menschen aus sich selbst hervorgeholte und, vom Tier her gesehen, ganz neuartige Mittel der Lebensführung.

In allen Handlungen des Menschen geschieht ein Doppeltes: er bewältigt tätig die Wirklichkeit um ihn herum, indem er sie ins Lebensdienliche *verändert*, weil es eben natürliche, von selbst angepaßte Existenzbedingungen außer ihm nicht gibt oder weil die natürlichen unangepaßten Lebensbedingungen ihm unerträglich sind. Und, von der anderen Seite gesehen, holt er damit aus sich eine sehr komplizierte Hierarchie von Leistungen heraus, „stellt“ in sich selbst eine Aufbauordnung des Könnens „fest“, die in ihm bloß der Möglichkeit nach liegt, und die er durchaus eigentätig, auch gegen innere Belastungen handelnd, aus sich herauszuzüchten hat. D. h. der Inbegriff menschlicher Fähigkeiten, von den elementarsten bis zu den höchsten, wird von ihm in Auseinandersetzung mit der Welt erst *eigentätig* entwickelt, und zwar in der Richtung eines Führungs- und Unterordnungssystems von Leistungen, in denen die wirkliche Lebensfähigkeit erst nach langer Zeit erreicht wird.

Wir machen diesen Vorgang, den die späteren Teile Schritt für Schritt verfolgen, an einigen Angelpunkten vorgängig deutlich.

Infolge seiner organischen Primitivität und Mittellosigkeit ist der Mensch in jeder wirklich natürlichen und urwüchsigen Natursphäre lebensunfähig. Er hat also den Ausfall der ihm organisch versagten Mittel selbst einzuholen, und dies geschieht, indem er die Welt tätig ins Lebensdienliche umarbeitet. Er muß die ihm organisch versagten Schutz- und Angriffswaffen ebenso wie seine in keiner Weise natürlich zu Gebote stehende Nahrung sich selbst „präparieren“, muß zu diesem Zweck Sacherfahrungen machen und Techniken der objektiven, sachentsprechenden Behandlung entwickeln. Er muß für Witterungsschutz sorgen, seine abnorm lange unentwickelten Kinder ernähren und großziehen und bedarf schon aus dieser elementaren Nötigung heraus der Zusammenarbeit, also der Verständigung. Der Mensch ist,

um existenzfähig zu sein, auf Umschaffung und Bewältigung der Natur hin gebaut, und deswegen auch auf die Möglichkeit der *Erfahrung* der Welt hin: er ist handelndes Wesen, weil er unspezialisiert ist, und also der natürlich angepaßten Umwelt entbehrt. Der Inbegriff der von ihm ins Lebensdienliche umgearbeiteten Natur heißt *Kultur*, und die Kulturwelt ist die menschliche Welt. Es gibt für ihn keine Existenzmöglichkeit in der unveränderten, in der nicht „entgifteten“ Natur, und es gibt keinen „Naturmenschen“ im strengen Sinne: d. h. keine menschliche Gesellschaft ohne Waffen, ohne Feuer, ohne präparierte und künstliche Nahrung, ohne Obdach und ohne Formen der hergestellten Kooperation. Die Kultur ist also die „zweite Natur“ – will sagen: die menschliche, die selbsttätig bearbeitete, innerhalb deren er allein leben kann – und die „unnatürliche“ Kultur ist die Auswirkung eines einmaligen, selbst „unnatürlichen“, d. h. im Gegensatz zum Tier konstruierten Wesens in der Welt. *An genau der Stelle*, wo beim Tier die „Umwelt“ steht, steht daher beim Menschen die *Kulturwelt*, d. h. der Ausschnitt der von ihm bewältigten und zu Lebenshilfen umgeschaffenen Natur. Schon deswegen ist es grundfalsch, von einer Umwelt des Menschen – im biologisch definierten Sinne – zu reden. Beim Menschen entspricht der Unspezialisiertheit seines Baues die Weltoffenheit, und der Mittellosigkeit seiner Physis die von ihm selbst geschaffene „zweite Natur“. Hierin liegt übrigens der Grund, warum der Mensch im Gegensatz zu fast allen Tierarten nicht geographisch natürliche und unüberschreitbare Daseinsbereiche hat. Fast jede Tierart ist eingepaßt in ihr klimatisch, ökologisch usw. konstantes „Milieu“, der Mensch allein überall auf der Erde lebensfähig, unter dem Pol und dem Äquator, auf dem Wasser und dem Lande, in Wald, Sumpf, Gebirge und Steppe. Er ist dann lebensfähig, wenn er dort Möglichkeiten erzeugen kann, sich eine zweite Natur zurechtzumachen, in der er dann statt in der „Natur“ existiert.

Der Kulturbereich des Menschen, d. h. jeder besonderen Gruppe oder Gemeinschaft, enthält also die Bedingungen ihrer physischen Existenz, angefangen von den Waffen und Ackergeräten irgendwelcher Eingeborener. Dagegen sind eben diese Bedingungen bei Tieren in der jeweiligen Umwelt enthalten, in die sie eingepaßt sind. Der Unterschied von Kultur- und Naturmenschen ist mißverständlich. Keine menschliche Bevölkerung lebt in der Wildnis von der Wildnis, jede hat Jagdtechniken, Waffen, Feuer, Geräte. Ebenso treten wir der bekannten Unterscheidung von Kultur und Zivilisation nicht bei, die außerdem in den wenigsten Kultursprachen formulierbar wäre. Kultur soll uns sein: der Inbegriff der vom Menschen tätig, arbeitend bewältigten, veränderten und verwerteten Naturbedingungen, einschließlich der bedingteren, *entlasteten*

Fertigkeiten und Künste, die auf jener Basis erst möglich werden.

Steht dies fest, so sehen wir hier eine der wichtigsten Seiten des erwähnten Prinzips: die „Weltoffenheit“, die untierische Ausgesetztheit gegenüber einer organisch gar nicht angepaßten Überflutung mit Wahrnehmungseindrücken, welche zuerst eine Belastung ist, stellt auch die Bedingungen dafür dar, menschlich leben zu können – vorausgesetzt, wohlgemerkt, daß eine eigentätige Bewältigung dieser Weltoffenheit gelingt. Die Fülle und Mannigfaltigkeit der dem Menschen zugänglichen, auf ihn einströmenden Welt birgt auch hier und da die Chance von unerwarteten und gar nicht vorherzusehenden Erfahrungen, aus denen man eine Hilfe im Lebenskampf, einen nächsten Schritt der Lebensfristung machen kann. Oder anders ausgedrückt: die Weltoffenheit des Menschen ist eben deswegen eine so grenzenlose und in ihrer Mannigfaltigkeit unausgelesene, weil der Mensch in dem Chaos der Umstände *unter allen Bedingungen* auch solche finden muß, aus denen er sich eine Hilfe machen kann, ein Werkzeug, eine Erfahrung, die ausnutzbar ist, soll er überhaupt existieren können. Diese unmittelbare Belastung wird also produktiv zur Existenzchance gemacht werden müssen. Wir werden genau und bis ins einzelne verfolgen, wie die Bewältigung der Eindrucksfülle immer zugleich eine selbsttätig vollzogene *Entlastung* ist, sozusagen eine Herabsetzung des unmittelbaren Kontakts mit der Welt, wie aber gerade damit der Mensch sich orientiert, die Eindrücke ordnet, sich faßlich macht und sie vor allem *in die Hand bekommt*.

Hier begeben wir uns auf ein bisher wenig erforschtes Gebiet, und ich muß daher eine gewisse vorbereitende und orientierende Einführung an dieser Stelle vorlegen.

An erster Stelle ist zu merken: die Wahrnehmungswelt, die wir, die Augen aufschlagend, um uns sehen, ist durch und durch *Resultat* menschlicher Eigentätigkeit. Sie ist, schon rein optisch, in sehr hohem Grade symbolisch, d. h. ein Feld von *Erfahrungsandeutungen*, welche uns die Beschaffenheit und Verwendbarkeit der Gegenstände symbolisieren. Die Ausgesetztheit gegenüber einer biologisch-zweckmäßig nicht eingegrenzten Eindrucksüberflutung stellt den Menschen – schon im frühesten Alter – vor die Aufgabe einer Bewältigung derselben, einer Entlastung, d. h. einer aktiven Tätigkeit gegenüber der sinnlich eindringenden Welt, welche in *kommunikativen*, umgehenden, in-Erfahrung-ziehenden und *erledigenden* Tätigkeiten *ohne unmittelbaren Erfüllungswert* besteht. Die Welt wird also in bedürfnisfreien (selbst entlasteten), kommunikativen Bewegungen und Aktionen „durchgegangen“, ihre offene Fülle in Erfahrung gezogen, „erkannt“ und

abgestellt, und dieser Prozeß, welcher den größten Teil des kindlichen Alters ausfüllt, hat als *Resultat* die uns gegebene Wahrnehmungswelt. Diese ist ein Inbegriff dahingestellter, potentiell bekannter, in bloßen Andeutungen übersehener Dinge von *möglicher Verfügbarkeit*, und der bloße oberflächliche optische Eindruck gibt uns Symbole, welche uns den Gebrauchswert und die Umgangseigenschaften der Dinge (Gestalt, Schwere, Textur, Härte, Gewicht usw.) andeuten. Die sehr tiefsinnige Zusammenarbeit des Auges mit der Hand und den kommunikativen Umgangsbewegungen endet in dem Erfolg, daß das Auge allein als führendes Organ eine Welt ausgiebiger Symbole dahingestellter, erledigter, aber jederzeit verfügbarer Sachverhalte übersieht. Sofern darin eine Ablösung und Führung menschlicher Leistungen gegeneinander erscheint, indem die Hand und die Körperbewegungen sich allmählich von der Aufgabe umgehender Erfahrungstätigkeit zurückziehen und für andere Aufgaben – nämlich geplante Arbeit – frei werden, während das Auge allein zu bloßen „Erfahrungspuben“ befähigt wird, erscheint die Aufbau- und Entlastungsgesetzlichkeit menschlicher Leistungen noch einmal in innerer Betrachtung. Dabei tritt eine Vielheit von Funktionen ins Spiel: der Nah- und Fernsinne, die sich zum Teil gegenseitig kontrollieren, der Sprache, des Denkens, der Phantasmen und sehr komplizierter „aufgeschobener“, d. h. an bloß möglichen, nicht wahrgenommenen Situationen orientierter Bedürfnisse, die allesamt die Eigenschaft haben, gegenseitig aufeinander reagieren zu können, mit den verschiedensten Chancen wechselnder Führung und Unterordnung, bis zu den freiesten und verfügbaresten, immer höher variablen Leistungen.

#### 4. Fortsetzung derselben Anschauung

Die Weltoffenheit des Menschen wird insofern zweckmäßig, als sie ein wahrhaft unendliches Feld wirklicher und möglicher Sachverhalte hergibt, ein Erfindungsfeld, in dem die Mannigfaltigkeit so groß ist, daß der Mensch unter allen Umständen einige Mittel findet und ausnutzen kann, um eine das Leben ermöglichende Veränderung hervorzubringen, so die Mängel seiner organischen Ausstattung irgendwie ersetzend. Diese Ausnutzung der Belastung, sie ins Fruchtbare zu wenden, verdankt er aber nur seiner Eigentätigkeit.

Diese Eigentätigkeit besteht, allgemein gesagt, in den das Kindesalter ausfüllenden „Bewegungen“, in denen die ringsum sichtbaren Dinge nach und nach in Erfahrung gezogen werden; sie werden gesehen, betastet, be-



wegt, behandelt in kommunikativen Umgangsbewegungen, die wir genau untersuchen werden. Der Erfolg dieser Prozesse, in denen Bewegungen jeder Art, besonders der Hände, mit allen Sinnen, besonders dem Auge, Zusammenwirken, ist der, daß die umgebende Welt „durchgearbeitet“ wird, und zwar in der Richtung der Verfügbarkeit und der Erledigung: die Dinge werden der Reihe nach in Umgang gezogen und abgestellt, im Zuge dieses Verfahrens aber unvermerkt mit einer hochgradigen Symbolik angereichert, so daß endlich das Auge allein, ein müheloser Sinn, sie übersieht und in ihnen zuletzt Gebrauchs- und Umgangswerte *mitsieht*, welche vorher mühsam eigentätig erfahren wurden. Die mit der Reizüberflutung gesetzte Aufgabe der Orientierung wird so gelöst, daß darin der Mensch die Dinge gleichzeitig *in die Hand* bekommt, aber auch wieder dahinstellt und erledigt, bis endlich die irrationale Überraschungsfülle der Eindrücke *reduziert* ist auf Reihen leicht übersehbarer Zentren (Dinge), deren jedes eine Fülle müheloser *Andeutungen* von möglichen Umgangserfolgen, entwickelbaren Veränderungen enthält, von dahingestellter Verfügbarkeit. So beschrieben, wird die *Entlastungsleistung* dieser Vorgänge deutlich, d. h. die Ausnutzung der Belastung ins Lebensdienliche. Der Mensch kann „stillgelegt“ um sich blicken und übersieht dann einen Umkreis optischer, raffiniert hochsymbolischer Andeutungen von verfügbaren Sacherfolgen und Umständen – aber er verdankt dies seiner *Eigentätigkeit*, den mühsamen Prozessen tätigen und umgehenden Erfahrungserwerbs. Man sieht genau: nur ein Wesen, welches *nicht* angepaßt ist auf bestimmte, typische Umweltvorgänge wird dazu genötigt sein, ein „unspezialisiertes“ Wesen. Nur ein solches ist aber auch auf seine *Eigentätigkeit* gestellt, nur dieses endlich sieht sich einer Eindrucksflut gegenüber, in der es sich zu orientieren hat. Sich orientieren muß dann heißen: die Eindrucksflut reduzieren auf bestimmte ausgiebige Zentren, diese gleichzeitig in die Hand bekommen und sich vom Druck unmittelbarer Eindrucksfülle entlasten. Während das Tier eingespannt ist in das Drangfeld der jeweiligen unmittelbaren Situationen und Situationsveränderungen, kann der Mensch eigentätig sich zurückziehen, Distanz schaffen.

Unmittelbar eingreifend in die beschriebene Aufgabe ist eine andere Reihe von Aufgaben, die mit der Unfertigkeit des kindlichen Bewegungsapparates gesetzt sind. Tiere beherrschen bekanntlich nach wenigen Stunden bis Tagen ihre Bewegungsskala, die dann abgeschlossen ist. Die menschlichen Bewegungen sind dagegen ausgezeichnet durch eine ganz unvorstellbare mögliche Mannigfaltigkeit, durch einen Kombinationsreichtum, von dem man sich eine annähernde Vorstellung auch dann nicht machen kann, wenn man daran denkt, welche Fülle exakt gesteuerter Bewegungsformen in einem einzigen Handwerk erfordert wird – geschweige in der

Kompliziertheit eines ganzen Industriesystems. Die Bewegungen sind also ganz ungemein „plastische“, nämlich eingerichtet auf unbegrenzt variable, kontrollierte Zuordnungen, eine jede Neukombination von Bewegungen ist selbstgesteuert, d. h. auf Grund eines mehr oder weniger bewußten Zuordnungsplanes aufgebaut: man denke an die schwierigen Umsteuerungen, die bei Erlernung eines neuen Sports nötig sind. Merkwürdigerweise ist diese ungemaine Fülle von Bewegungsmöglichkeiten (Artisten, Sportsleute, alle unendlich verschiedenen Arbeitsgänge), und zwar von willkürlichen Bewegungskombinationen noch selten in Gegensatz gegen die Monotonie tierischer Bewegungsformen gestellt worden.

Wenn wir fragen, warum der Mensch über eine solche Mannigfaltigkeit von Bewegungsformen verfügt, so kann auch hier die Antwort nur lauten: seine Bewegungsskala ist *unspezialisiert*. Die unbegrenzte Plastizität der menschlichen Bewegungen und Handlungsformen ist also nur zu verstehen von der ebenso unbegrenzten Fülle von Tatsachen aus, vor die ein weltoffenes Wesen zu stehen kommt, und in denen es nun fähig sein muß, *irgendwelche* auszunützen und einzusetzen.

Die jahrelange Unfertigkeit des kindlichen Bewegungsapparates ist wieder eine Belastung, wenn man vom Tier her sieht. Sie ist eine *Aufgabe*, nämlich die Aufgabe, durch eigene Bemühung, unter mühsamer Erlernung in Mißerfolgen, Gegenimpulsen und Selbstüberwindungen die eigenen Bewegungsmöglichkeiten herauszuentwickeln. Die Unfertigkeit des menschlichen Bewegungskönnens macht einen qualitativen Unterschied zu den sehr bald „montierten“, dann aber monoton-zweckmäßigen tierischen Bewegungen. Die des Menschen sind unentwickelt, weil sie eine Unendlichkeit möglicher Variationen enthalten, die der Mensch im Umgang mit den umgebenden Gegenständen erst herausentwickeln soll, und zwar so, daß jede Bewegungserfahrung Raum gibt für Neukombinationen der *Bewegungspheantasie*, so daß er schließlich über eine offene Menge beliebig variablen Bewegungskönnens verfügt, in der es Überordnung, Führung, Zusammenspiel, Umsteuerung und Kontrolle gibt. Diese Bewegungsskala hat der tierischen gegenüber zwei weitere, für das Verständnis entscheidende Merkmale:

1. Sie ist entwickelbar nur in *demselben* Umgang, den wir oben von der anderen Seite her beschrieben haben. Die Erfahrungsbewegungen in der unbestimmt offenen Sphäre, in der der Mensch sich orientieren muß, sind von – innen gesehen – zugleich Lösungen der Aufgabe, aus der Unfertigkeit eine Feinheit und Breite des Bewegungskönnens herauszuholen, die der Unübersehbarkeit der Sachumstände gewach-

sen ist. Ein Wesen von so unnatürlichen Existenzbedingungen braucht Bewegungen, welche an beliebigen Sachverhalten nach beliebigen Hinsichten variabel sein müssen, weil es gilt, aus dem Unvorhergesehenen eine lebensdienliche Veränderung herauszuholen. Dazu bedarf es *kontrollierter Bewegungsvariationen*, welche nun unmittelbar in denselben Handlungen, in denen sich der Mensch orientiert, aus einer anfänglichen Unfertigkeit herausgezüchtet werden. Man kann also diese beiden Leistungen so beschreiben: gegeben zunächst ein schutzlos reizüberflutetes und bewegungsunfähiges Wesen (!). Diese doppelte Belastung wird nun eigentätig zur Grundlage einer ganz untierischen Lebensführung und -fristung umgearbeitet, und zwar wird die Welt in „begierdefreien“ kommunikativen Aktionen bewältigt, durchgeordnet, ihre offene Fülle in Erfahrung gezogen, („erkannt“), weil nur aus einer beherrschbar und übersehbar gewordenen Welt Anregungen zu denjenigen Veränderungen entnommen werden können, welche einem organisch mittellosen Wesen über den nächsten Tag helfen. Unmittelbar in denselben Prozessen wird aus der anfänglichen Bewegungsunfertigkeit die Fülle sacherfahrener, gesteuerter und variabler Handlungen herausentwickelt, und zwar von vornherein als mühsamer Erwerb des Könnens, dessen ein solches Wesen bedarf, um der unvorhersehbaren Fülle und Veränderlichkeit der Umstände gewachsen zu sein. Es ist philosophisch sehr wichtig, die gemeinsame *Wurzel von Erkenntnis und Handlung* freizulegen, denn Weltorientierung und Handlungsführung sind die ersten und tragenden menschlichen Lebensgesetze. Die Unfertigkeit bedeutet Selbsterlebnis des Bewegenskönnens, und dieses bedeutet: Anreiz zum Weiterausbau der potentiell unendlichen Mannigfaltigkeit.

2. Es gehört zu diesen Leistungen einsichtig notwendig eine hochgradige *Sachempfindlichkeit*, aber auch *Selbstempfindlichkeit* der menschlichen Handlungsbewegungen. Die menschliche Motorik ist in allen Phasen *tastempfindlich* und wird in ihren Vollzügen zugleich mit den Sachveränderungen, an denen sie tätig ist, *gesehen*. Es ist von ganz ungemainer Bedeutung, wie wir finden werden, daß alle Bewegungen durch Seh- und Tastempfindungen zurückempfunden sind, so daß sie sich nicht nur auf die im Sachumgang entwickelten neuen Dingeindrücke einlassen, sondern sogar *auf sich selbst*, gegeneinander usw. reagieren können. Es ist dies, wie wir sehen werden, eine Bedingung zur Entwicklung der *Bewegungsphantasie*, und es ist überhaupt zu merken, daß alle menschlichen sensomotorischen Leistungen *selbstempfunden*, d. h. aber: an sich selbst und gegeneinander reagibel und umgangsfähig sind. Es ist dies die Voraussetzung zur Ausbildung einer „inneren Welt“,

d. h. von Umgangs- und Bewegungsphantasmen, Erfolgsvorstellungen, Eindruckserwartungen, welche *unabhängig vom tatsächlichen Bestand der wirklichen Situation* entwickelt und aufgebaut werden können: ein sehr hoher, aber noch keineswegs der letzte Grad der Entlastung. Mit der Fähigkeit des Menschen, seinen Bewegungen zuzusehen und sie in Tast- und Seherlebnissen zurückzuerfahren, muß man die Aufrichtung desselben, die Vielheit der Wahrnehmungsachsen und die Haarlosigkeit – (der ganze Leib eine Sinnesfläche) – in Beziehung sehen. In wenigen Worten zusammengefaßt: die Existenz eines unspezialisierten und damit weltoffenen Wesens ist auf Handlung, vorausgehende praktische Veränderung der Dinge in der Hinsicht auf *Mittel* gestellt. Die Aneignung der offen einströmenden Wirklichkeit und die Ausbildung eines unbegrenzt variablen Handlungskönnens erfolgen tätig in besonderen, bei keinem Tier anweisbaren, triebfreien (entlasteten, s. u.) und kommunikativen Erfahrungs- und Umgangsprozessen, vor allem in der Kooperation von Hand, Auge und Tastsinn. Die Hand- und Armbewegungen (in erster Linie), deren Beziehungen zum Verhalten der Dinge selbst immer gesehen bleiben, machen breiteste Bewegungs- und Variationserfahrungen, die zugleich in der Richtung nach der Zukunft als Bewegungsphantasie, als Erfolgs- und Erwartungsphantasmen erscheinen (s. u. Zweiter Teil).

Adolf Portmann (Basel) hat in hochbedeutsamen Untersuchungen („Die Ontogenese d. Menschen als Problem der Evolutionsforschung“, Verhandlgn. d. Schw. Naturforschenden Ges. 1945; „Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen“, 1951; „Zoologie und das neue Bild des Menschen“, 1960) die Sonderstellung des Menschen in ontogenetischer Hinsicht herausgearbeitet. Die niederen Säugetiere, wie viele Insektenfresser, Nager und marderartige Raubtiere kommen bei kurzer Tragzeit und großer Zahl der Jungen als „Nesthocker“ zur Welt, in hilflosem Zustand, unbehaart und mit noch verschlossenen Sinnesorganen. Bei den höheren Säugern dagegen, den Huftieren, Robben, Walen, Affen und Halbaffen ist eine viel größere Differenzierungsarbeit zu leisten, um ein Zentralorgan aufzubauen, das einigermaßen dem Reifezustand in seinen Funktionen entspricht. Wir finden nun eine extreme Verringerung der Jungenzahl, meist auf ein bis zwei, und eine Verlängerung der Tragzeit, während der Embryo eine funktionell betrachtete sinnlose Phase des Verschlusses der Augenlider, des Gehörorgans usw. durchläuft, die bereits vor der Geburt wieder aufgehoben wird. Die Jungen machen also im Mutterleibe ein Stadium durch, das dem Geburtszustand eines Nesthockers gestaltlich entspricht, so daß ihre Ausbildung bei der Geburt schon weitgehend der reifen Form gleicht, und sie über die artgemä-

ßen Bewegungsweisen und die arttypischen Mittel der Kommunikation verfügen: sie sind „sekundäre Nestflüchter“.

Demgegenüber hat nun die menschliche Ontogenese eine völlige Sonderstellung unter den Wirbeltieren. Der Mensch hat bei der Geburt ein Hirngewicht, das etwa dreimal so hoch ist wie das der neugeborenen Anthropoiden, und ein entsprechend höheres Körpergewicht (etwa 3200 Gramm gegenüber 1500 Gramm beim Orang). Die artgemäße aufrechte Körperhaltung und die Anfänge der arttypischen Kommunikation (Worte) erreicht er erst etwa ein Jahr nach der Geburt. „Nach einem Jahre erlangt der Mensch den Ausbildungsgrad, den ein seiner Art entsprechendes echtes Säugetier zur Zeit der Geburt verwirklichen müßte. Würde also dieser Zustand beim Menschen auf echte Säugerweise gebildet, so müßte unsere Schwangerschaft etwa um ein Jahr länger sein, als sie tatsächlich ist; sie müßte etwa 21 Monate betragen“ (Biol. Frg. p. 45). Der Neugeborene ist daher eine Art „physiologischer“, d. h. normalisierter Frühgeburt, oder ein „sekundärer Nesthocker“, der „einzige Fall dieser Kategorie unter den Wirbeltieren“. Das starke Längen- und Massen Wachstum gerade des ersten Lebensjahres ist in seinem fötalen Charakter schon lange erkannt worden, (v. Lange, 1903, Scammon, 1922; nach Portmann a.a.O. p.47). Dieses „extra-uterine Frühjahr“ ist von fundamentaler Bedeutung: in ihm kombinieren sich Prozesse der Reifung, die als solche auch im Mutterkörper gefördert werden würden, mit den einströmenden Erlebnissen unzählbarer Reizquellen, in deren Verarbeitung die Reifungsprozesse, wie die Erwerbung der aufrechten Haltung, der Bewegungs- und Sprachmittel ihrerseits erst fortschreiten. „So geschehen naturgesetzliche Abläufe beim Menschen im ersten Lebensjahre statt unter allgemein gültigen Bedingungen im Mutterleibe bereits unter einmaligen Voraussetzungen“ (p. 79), oder „dem Menschen ist es zugeordnet, entscheidende Ausbildungsphasen seines Verhaltens und seiner Körperformung in enger Wechselwirkung von psychischen und körperlichen Geschehnissen außerhalb des Mutterleibes zu durchleben“ (p. 81). Die Sonderstellung der menschlichen Ontogenese mit ihren handgreiflichen morphologischen Besonderheiten (hohes Geburts- und Hirngewicht, Offenheit der Sinne bei Unfertigkeit des Bewegungsapparates mit auffallend später Entwicklung der Körperproportionen der Reifegestalt) ist also nur zu verstehen im Hinblick auf das „weltoffene Verhalten der Reifeform“, dem wieder „der einzig dem Menschen zukommende frühe Kontakt mit dem Reichtum der Welt“ (p. 80) entspricht. Oder die ganze in diesem Buch zu beschreibende Daseinsart und Verhaltensgesetzlichkeit der Reifeform ist in der Embryologie des Menschen sozusagen „vorberücksichtigt“, so daß „eine Reihe ontogenetischer Eigenheiten, so die Dauer der Schwangerschaft, die frühe Massenentwicklung unseres Leibes, der Ausbildungsgrad bei der Geburt nur im Zusammenhang mit

der Bildungsweise unseres Sozialverhaltens sinnvoll verstanden werden können“ (p. 12). Um diese staunenswerte Tatsache sich zu verdeutlichen, ist eine Parallele, ein Vergleich mit dem Zustand des Nesthockers bei den höheren Vogelgruppen nützlich. Dort ist, wie Portmann (D. Ontogen. d. Menschen als Problem d. Evolutionsforschg. p. 2) zeigte, wegen der zur Ausbildung des zentralen Nervengorgans erforderlichen größeren Differenzierungsarbeit eine längere Periode der Unselbständigkeit notwendig, die nun durch Einbeziehung der Altvögel in den Entwicklungsgang kompensiert ist. „Der Altvogel wird obligatorische Teilfunktion der ganzen Ontogenese“, und die „Verschränkung“ von Alt- und Jungvogel, insbesondere natürlich auch ihrer koordinierten Instinkte (der Fütterung auf der einen Seite, des „Sperrens“ auf der anderen) ist eine Teilgesetzlichkeit der Ontogenese des Nesthockers. Faßt man den Menschen mit Portmann als „sekundären Nesthocker“ auf, so müßte man sagen, daß nicht nur das Pflegeverhalten der Mutter, sondern auch der kommunikative Kontakt anderer Menschen, ja die unbestimmte offene Reizeinwirkung der Umgebung zu „obligatorischen Teilfunktionen der ganzen Ontogenese“ werden!

## 5. Handlung und Sprache

Es muß sich nun allmählich der Umriß eines Bildes herausheben, in dem sich die Besonderheit der menschlichen Verfassung an ihren Leistungen darstellt. Diese Leistungen selbst haben wir eben in den Anfängen charakterisiert. Sie bestehen in der tätig gelösten Aufgabe, sich in der Welt so zu orientieren, daß sie ihm verfügbar wird und in die Hand fällt. Es ist dies eine produktive Entlastungsleistung, er bricht den Bannkreis der *Unmittelbarkeit*, in dem das Tier mit seinen unmittelbaren Sinnesuggestionen und Sofortreaktionen gefangen bleibt, er schafft eigentätig um sich einen „Leerraum“ einer übersehbaren, andeutungsreichen und dahingestellt-verfügbaren Welt. Er baut sich diese auf im Zuge der Erfahrungsbewegungen, in denen ohne Triebdruck und Trieberfüllung – „spielend“ – die Dinge in Erfahrung gezogen, kommunikativ aufgeschlossen und abgestellt werden, bis endlich das Auge allein eine geordnete, neutralisierte Welt beherrscht. Unmittelbar damit entwickelt er aus der Unfertigkeit heraus in mühsamen und selbsterlebten, darin aber den Anlaß zu weiterer Variation findenden Prozessen ein Handlungskönnen, das in seiner geführten Mannigfaltigkeit derjenigen der Welt gewachsen ist. Weil diese Bewegungen von vornherein selbst herausgearbeitete sind, unter Kontrollen, überwundenen Hemmungen und errungenen Führungen verfügbar werden, legt sich im Menschen ein reicher Vorrat variablen

Könnens an, der da eingesetzt werden kann, wo das Auge eine aussichtsreiche Möglichkeit sieht. Da erzwingen nicht irgendwelche plötzlichen Eindrücke eine Antwortreaktion, wie beim Tiere ein umweltfremder Reiz die Flucht. Beim Menschen sind die *Kontaktstellen mit der Situation* des „Jetzt“ sensorisch und motorisch auf ein Minimum zurückgebildet, und zwar durch seine eigene Leistung.

Im Zusammenhang genau dieser Entwicklung, eingewoben in diese Vorgänge, entsteht die *Sprache*. Sie entspringt aus mehreren, zunächst unabhängig voneinander bemerkbaren Wurzeln, auf die der Zweite Teil in Breite eingehen wird, und die hier nicht angemerkt werden sollen. Eins aber kann bereits jetzt festgestellt werden: kommunikatives, umgehendes Sich verhalten, ferner „Andeutungs“- oder Symbolleistung, selbstempfundene, sinnlich reflektierte Selbsttätigkeit und endlich herabgesetzter, entlasteter Kontakt mit der Welt sind zwar in der Sprache deutlich zu sehr hoher Vollendung entwickelt, aber durchaus nicht der Sprache allein eigen: sie sind schon, wie gesagt, Merkmale der sich entlastenden menschlichen Lebendigkeit überhaupt, Charaktere schon des *vorsprachlichen* Verhaltens.

Gelingt dieser Nachweis des näheren, wie ich ihn allerdings bringen werde, so ließe sich zeigen, wie das Aufbaugesetz des menschlichen sensorisch-motorischen Verhaltens *sich in der Sprache fortsetzt*, wie es also endlich die Besonderheit menschlicher Intelligenz verständlich macht. Mit anderen Worten: aus der morphologischen Beschaffenheit des Menschen folgen die vorhin erläuterten Aufgaben der eigentätigen Umarbeitung der elementaren Belastungen in die Mittel zur Daseinserhaltung und Lebensfristung. Dazu gehörte eine eigentätig aufgebaute und übersehbar gemachte Wahrnehmungswelt, eine Orientierung in dieser, bei welcher die Dinge zugleich verfügbar werden, und die Organisation eines in unbestimmt hohem Grade anpassungsfähigen Handlungskönnens. Die *Richtung* dieser sensomotorischen Prozesse wird von der Sprache eindeutig übernommen und zur Vollendung ausgebaut, und damit ist der Übergang zum „Denken“ gefunden. Dieser anthropologische Entwurf unterscheidet sich also von allen bisherigen dadurch, daß es ihm gelingt, unter der Idee des *Leistungsaufbaus*, einem echt anthropologisch-biologischen Gedanken, eine Ebene zu finden, auf der der Übergang vom „physischen“ zum „geistigen“ immerfort *vollzogen* wird, also nachvollzogen und *verstanden* werden kann. Unter dem Gewicht einer lebensdringlichen Aufgabe wird eine Hierarchie von Leistungen entwickelt, in denen *dasselbe Gesetz* nachweisbar ist.

Um zu zeigen, wie die Sprache die bisher entworfene Leistungsgesetzlichkeit fortsetzt, stellen wir die folgenden einfachen Überlegungen an:



Schon bei Tieren gibt es die nicht weiter auflösbare und „urphänomenale“ Fähigkeit der *Intention*, d. h. eines aktiven Sichrichtens durch ein wahrnehmbares „Signal“ hindurch auf ein darin erscheinendes Ganzes. Insbesondere bedeutet die Ausbildung eines „bedingten Reflexes“, daß sich eine Umstrukturierung der ganzen Situation in der Wahrnehmung derart ergeben hat, daß ein prägnantes Anfangssignal durch die ganze folgende Entwicklung der Situation im Verhalten bestätigt wird. *Symbole* dagegen werden wesensgesetzlich im kommunikativen Umgang entwickelt. Die Symbole der unbegrenzt offenen Welt, in der der Mensch steht, hat seine Umgangstätigkeit selbst erst gesetzt. Wenn uns Vorderseiten, Schatten und Glanzlichter *genügen*, um z. B. einen schweren, metallischen, runden Gegenstand anzudeuten, so stecken in dieser hochkonzentrierten Symbolik lange Übungserfahrungen, Umgangsvollzüge und Lernleistungen. Die *selbsttätig* aufgebaute Symbolik der Dinge um uns macht uns eine Andeutungswelt möglicher *Verfügbarkeit* auch dann, wenn dabei automatische gestalt-psychologische Prozesse mitwirken. Denn die Galtsetze der Wahrnehmung sind in ihrer Tendenz nach Übersicht, Gliederung, Schwerpunktbildung und Transponierbarkeit der Gestalten auf mögliche „Verlagerungen“ und „Eingriffe“ hin angelegt. Diese Prozesse gehen in die Symbolstruktur der Dinge mit ein, wie sie im Zuge unserer Umgangstätigkeit erwächst und in einer Andeutungswelt möglicher Verfügbarkeit endet.

Eine *Lautbewegung* hat in Analogie zur Tastbewegung die außerordentliche Eigenschaft, zugleich Bewegung *und* zurückempfunden zu sein, nur daß der sinnliche Erfolg einer Lautbewegung in den Bereich eines *Fernsinns*, des Gehörs, fällt. Ein Laut ist zunächst einfach als Bewegung zu betrachten und gehört in die Klasse der zurückempfundenen Bewegungen, die beim Menschen eine außerordentliche Rolle spielen, weil in erster Linie sie Bewegungserfahrungen ermöglichen, also selbstgeführte und selbstkontrollierte Steigerungen der Leistungen.

Innerhalb der kommunikativen, empfindlichen und sachumgehenden Bewegungen also entspringen aus mehreren Wurzeln auch „Lautbewegungen“, deren *gehörte* Seite als Empfindung, also durchaus als *Außenwelt* erlebt wird: die Artikulationsbewegung klingt aus der Welt zurück an das Ohr. Sobald nun auf verschiedenen, später darzustellenden Wegen *gerade diese* Bewegungen als Kommunikationsbewegungen gegenüber gesehenen Dingen eingesetzt werden, so ist es möglich, sich in einer spezifischen, besonders freien und mühelosen Bewegung zugleich auf eine Sache zu richten – sie zu intendieren – *und* sie gleichzeitig und in demselben Akt daran zu empfinden oder zu „vernehmen“. Diese sehr besondere Fähigkeit ist schon ein sehr hoher Grad lange vorbereiteter Entlastung, und gerade diese Intention, sich in Lautaktionen kommunikativ auf Dinge zu richten, ist die vitale Basis des Gedankens.



Es handelt sich also bei der Sprache darum, die oben beschriebene, im zweiten Teil näher analysierte sensomotorische Kommunikation innerhalb einer unbeschränkten Sphäre, welche im aktiven Aufbau von verdichteten Symbolen *und* in der Beliebigkeit der Verfügbarkeit über dieselben (oder die in ihnen angedeuteten Sachverhalte) endet, noch einmal sozusagen konzentriert geschehen zu lassen. Das „Intendieren“, sofern es in Lautbewegungen verläuft, erschafft unmittelbar selbst schon das Symbol, den gehörten Laut, den es, mit der Sache umgehend, von ihr her empfängt – es empfindet also zugleich sich selbst und vernimmt die Sache. Diese Art der Kommunikation ist in hohem Grade schöpferisch, weil sie den reell empfindbaren Bestand der Welt tatsächlich *vermehrt*, und sie ist die müheloseste, am meisten entlastete. Die empfindbare Fülle der Welt wird gerade dadurch, daß sie tätig vermehrt wird, doch wieder zusammengezogen und verdichtet in sehr bestimmten, leichten Symbolen – die andererseits selbst schon Aktionen sind. Es ist dies das Meisterstück menschlicher Leistung: ein Maximum an Orientierung und Symbolisierung zugleich mit der höchst erleichterten Verfügung über das Wahrgenommene, das durch die Worte unvergleichlich in das Selbstgefühl der eigenen Tätigkeit gezogen wird.

Daß nun der eben geschilderte Prozeß, der zur Sprache kommt, die anthropologische Aufgabe folgerichtig zur Höhe führt, ist vielleicht aus dem eben Gesagten schon zu erkennen. Es wird übersehbar, wenn man die folgenden Punkte erwägt:

1. Es gelingt jetzt, auch die der unmittelbaren Bewegungskommunikation entzogene *Ferne* noch symbolisch zu verdichten und übersehbar zu machen. Es gibt eine symbolsetzende, organisierende Aktion, die ebenso weit reicht wie das Auge.
2. Es ist jetzt, über die unmittelbar angreifenden Umgangsbewegungen hinaus, ein aktives Verhalten möglich, das *nicht* seine Gegenstände praktisch verändert, sondern sie unberührt läßt. Auf unbegrenzt Wahrnehmbares gehend, gibt es eine bloß empfindbare, nur in sich selbst empfindliche Kommunikation, die *keine realen Veränderungen* bewirkt. Es ist dies natürlich die Bedingung alles *theoretischen* Verhaltens, welches aber immer ein Verhalten zu den Dingen hin bleibt und, im bloßen inneren Umschlagen der Bewegungsform, jederzeit in praktisches Verhalten übergehen kann. Zwischen die Wahrnehmung und die tätige Behandlung des Wahrgenommenen wird eine Zwischenphase nichtverändernden Verkehrs mit den Dingen (Planung) gelegt.
3. Alle Lautbewegungen sind ganz beliebig verfügbar und reproduzierbar. Sofern also in ihnen eine Intention auf die Dinge verlaufen kann,

sind solche Intentionen möglich *unabhängig vom wirklichen Vorhandensein* der in diesen Symbolen vermeinten Dinge oder Situationen. Das angesichts eines Dinges von ihm her vernommene Lautsymbol ist abhebbar von demselben: es vertritt dieses daher auch „in absentia“. Es ist dieses die Basis alles „Vorstellens“. Es ist daher möglich, sich unbeschränkt *über* die tatsächlich vorhandene Situation *hinweg* auf Sachverhalte und Wirklichkeiten zu richten, welche *nicht* gegeben sind. Der Mensch erhält durch die Sprache, wie Schopenhauer einmal sagt, die Übersicht (!) der Vergangenheit und der Zukunft, wie auch des Abwesenden. Die biologische Notwendigkeit dieser Leistung für das Wesen Mensch ist klar. Angewiesen auf die bloße Jetzt-Situation, wie das Tier, wäre es lebensunfähig. Der Mensch muß die Fähigkeit haben, die Grenze der Situation vollständig zu sprengen, sich auf Zukünftiges und Abwesendes zu richten und daraufhin zu handeln, sowie von jenem her sekundär sich der Gegenwart zuzuwenden, deren Bestände einsetzend zu Mitteln für *künftige* Sachverhalte. Der Mensch wird dadurch „Prometheus“, vorsehendes und tätiges Wesen zugleich.

4. Da die Laute auch Handlungen und eigene Handlungen symbolisieren können (Tätigkeitsworte), so ist jede Hinsicht oder Koordination von Bewegungen zugleich mit den darin verwickelten Sachverhalten in Worten intendierbar, ebenfalls situationsfrei symbolisch darstellbar und mitteilunfähig.
5. Die Wichtigkeit dieses Punktes in der Aufgabe bedarf ebensowenig der Erläuterung, wie der zuletzt zu erwähnende Punkt: die Leistung der Sprache für die *Mitteilung* der Intentionen, wodurch der Mensch geradezu *noch von seiner eigenen Erlebniswelt befreit* und fähig wird, *aus der der anderen* zu handeln.

Zusammenfassend: die Sprache führt und schließt die gesamte Aufbauordnung des menschlichen Sinnes- und Bewegungslebens in deren unvergleichbarer Sonderstruktur zusammen. In ihr vollendet sich die Richtung auf Entlastung vom Drude des Hier und Jetzt, von der Reaktion auf das zufällig Vorhandene. In ihr gipfeln die Erfahrungsprozesse der Kommunikation, wird die Weltoffenheit zureichend und produktiv bewältigt und eine Unendlichkeit von Handlungsentwürfen und Plänen möglich. In ihr schließt sich alle Verständigung zwischen Menschen in der Gleichrichtung auf gemeinsame Tätigkeit, gemeinsame Welt und gemeinsame Zukunft.

## 6. Handlung und Antriebe

Die Befreiung zur umsichtigen und vorausschauenden Tätigkeit, die Entlastung aus dem Druck der unmittelbaren Gegenwart, in die das Tier verwickelt bleibt, sind also die elementaren Aufgaben, und sie werden vom Menschen in schwierigen Leistungen bewältigt, in mühsamer und Jahre ausfüllender Auseinandersetzung mit der Welt und mit sich selbst. Sieht man die Mängelausstattung des Menschen an, so ist es leicht einzusehen: er muß erkennen, um tätig zu sein, und muß tätig sein, um morgen leben zu können. Diese einfache Formel kompliziert sich sehr, wenn man bemerken muß, daß dieses Erkennen selbst schon ein sehr bedingtes ist: im Chaos der Reizüberflutung ist zunächst gar nichts zu erkennen, und erst die sehr allmähliche Bewältigung desselben durch Umgangs- und Erfahrungsbewegungen läßt die zusammenfassenden Symbole entstehen, an denen das einsetzen kann, was Erkenntnis zu nennen ist. Immer ist das Jetzt der Wahrnehmung nur der Ansatz der Prozesse, auf die es ankommt, in denen nämlich der Mensch sich herausarbeitet zur Übersicht und zur übergreifenden Verfügung über das, was die Situation gerade enthält. Die Sprache also erwächst aus diesem Gesamtaufbau von Leistungen und wird innerhalb desselben eingesetzt; an sie wieder sind eine präzise Erinnerung und eine sicher kombinierende Voraussicht gebunden, und ohne diese gibt es keine geplante, gerichtete Tätigkeit, sowie natürlich auch keine Mitteilung und Verständigung, und es ist wieder leicht zu sehen, wie beim Menschen das Problem der Lebensfristung so gestellt ist, daß es niemals ein einzelner für sich lösen kann. Das Tier dagegen lebt im Jetzt, also problemlos: eine ihm nicht einsichtige und von ihm nicht beeinflussbare Ordnung und Harmonie, die man unter dem Begriff „Biosphäre“ untersucht, sorgt dafür, daß ihm die Mittel der Lebensfristung schon begegnen werden. Die bloße Bewegungsunruhe des Hungergefühls läßt es z. B. übergehen in Suchbewegungen und unter Leitung einer höchst spezialisierten Fernwitterung auf die Beute treffen: es lebt mit der Zeit. Der Mensch, den „schon der künftige Hunger hungrig macht“ (Hobbes, *De hom.* X, 3) hat „keine Zeit“: ohne Vorbereitung des „morgen“ wird dieses morgen nichts enthalten, wovon er leben könnte. Deshalb kennt er die Zeit. Erinnernd und voraussehend gilt es, in gespanntem Wachsein tätig zu sein.

Wir untersuchen nun im Dritten Teil die Frage: wie muß das Bedürfnis- und Antriebsleben eines solchen Wesens gebaut sein? Die Antwort ist, um auch hier bereits einen orientierenden Entwurf zu geben, sehr einfach: es wird lebensnotwendig sein, daß die Bedürfnisse und Antriebe eines solchen Wesens in der Richtung der Handlung, der Erkenntnis und der Voraussicht funktionieren. Es gäbe eine untragbare Lage, wenn die Antriebe

des Menschen bloße „Jetztbewältigungen“ wären, nur Wahrgenommenes erstrebten, sich im Kreise der aktuellen Situation erschöpften, während sein Bewußtsein und Handeln gerade über das Nächstliegende hinweg in die Zukunft arbeiten. Vielmehr müssen die menschlichen Bedürfnisse versachlicht und auf die Dauer gestellt sein: Ferninteressen, sozusagen, an ganz bestimmten, erfahrenen *Sachverhalten* und an entsprechenden besonderen *Tätigkeiten*. Der Trieb des Hungers muß ohne scharfe Grenze übergehen in das Bedürfnis, sagen wir, an einer bestimmten, erfolgreich gewesenen Stelle nach Nahrung zu suchen und die dazu nötigen Leistungen praktischer Art zu vollziehen. Anders ausgedrückt: die Bedürfnisse elementarer Art, die bloßen Minimumsbedürfnisse der Abhilfe physischer Not, müssen erweitert werden können zu Bedürfnissen nach den Mitteln dazu und nach den Mitteln dieser Mittel, also vereindeutigte und intelligente *Sachinteressen* werden: die Bedürfnisse müssen den Handlungen *nachwachsen*, ganz eindeutige Umstände enthalten und die sachumgehenden Tätigkeiten mit umfassen.

Viele Besonderheiten des menschlichen Antriebslebens sind hieraus verständlich. Zuerst die Bewußtheit desselben. Nicht ohne zwingende Gründe kann die Natur allein beim Menschen das Antriebsleben bewußt gemacht und damit der Störbarkeit ausgeliefert haben. Aber es muß bewußt sein, Zielbilder, Erfüllungssituationen und Sachbedingungen enthalten und in sich auf nehmen, auch noch die indirektesten Handlungen unterstützen können: die Grenze zwischen den bloß fristungsnötigen Minimaltrieben (Hunger, Geschlechtstrieb usw.) und den höheren Interessen an den konkreten sachlichen Umständen und Betätigungen für ihre dauernde und erfolgreiche Erfüllung muß fließend sein; ich sage deshalb immer formelhaft: „Bedürfnisse und Interessen“, weil die letzteren die umstandsbeußten und auf die Dauer gestellten, *handlungsangepaßten* Bedürfnisse sind. Einsichtig hängen hiermit zwei Besonderheiten des menschlichen Antriebslebens zusammen: die *Hemmbarkeit* und die *Verschiebbarkeit* der Bedürfnisse und Interessen. Beide sind wieder nur möglich bei Bewußtheit derselben. Die bloß ausbrechenden zufälligen Triebhandlungen im „Jetzt“ müssen grundsätzlich gehemmt werden können, wenn Dauerinteressen lebensnotwendig sind: sie wachsen nur auf den unterdrückten Jetztbewältigungen. Ohne die Hemmung des beim Kinde ja lebhaften punktuellen Zerstörungstriebes gäbe es z. B. nie ein sachliches Eigenschaftsinteresse an den Dingen, das für alle Sachtätigkeit Bedingung ist. Ein Bedürfnis ist, sowie es bewußt ist, auch hemmbar oder vertagbar, auch der Hunger. Die Verschiebbarkeit der Bedürfnisse ist natürlich notwendig, wenn sie sachhaltig und zielbewußt, mit Inhaltsumständen besetzt sein sollen, denn unter geänderten äußeren Bedingungen, bei Neukonstellationen sachli-

cher Art muß das Bedürfnis mitvariieren können, was auch nur möglich ist, wenn es wesentlich bewußt, d. h. mit Phantasmen inhaltlicher Art besetzt ist.

Bei einem handelnden Wesen muß also das Antriebsleben eine sehr besondere Struktur haben: es muß vor allem *orientierbar* sein, d. h. nicht nur bestimmte lebensnotwendige Bedürfnisse enthalten, sondern auch die oft sehr bedingten Umstände ihrer Befriedigung, mit denen, weil diese ja selbst wechseln, es mitvariieren muß. Inhaltliche Vorstellungen, Phantasmen der Erfüllungen und ihrer Sachgesetze müssen diese Orientierung gewährleisten. Die Verschiebbarkeit ist daher entscheidend wichtig, und sie muß so weit gehen, daß auch noch die bedingtesten und umständlichsten Handlungen – z. B. die Vorbereitung zur Herstellung von Mitteln – ein Antriebsinteresse haben können, andernfalls man sie unterlassen oder unzuverlässig verrichten würde. Der Schlüssel zum Verständnis der menschlichen Antriebsstruktur ist daher die *Handlung*.

Die oft bemerkte und beklagte Instinktlosigkeit des Menschen hat mithin eine sehr positive Kehrseite. Wir nähern uns damit einer Tatsache von sehr großer Bedeutung. *Zwischen* die elementaren Bedürfnisse und ihre äußeren, nach unvorhersehbaren und zufälligen Bedingungen wechselnden Erfüllungen ist eingeschaltet das ganze System der Weltorientierung und Handlung, also die Zwischenwelt der bewußten Praxis und Sacherfahrung, die über Hand, Auge, Tastsinn und Sprache läuft. Eben darin miteinander verknüpft, schiebt sich schließlich der gesamte soziale Zusammenhang zwischen die first-hand-Bedürfnisse des Einzelnen und deren Erfüllungen. Es ist nun dieselbe Instinktreduktion, die auf der einen Seite den direkten Automatismus abbaut, der bei genügendem inneren Reizspiegel, wenn der zugeordnete Auslöser aufscheint, die angeborene Reaktion enthemmt, und auf der anderen Seite ein neues, vom Instinktdruck *entlastetes* System von Verhaltensweisen in Freiheit setzt. Dies ist jenes eben erwähnte System, in dem Wahrnehmungen, Sprache, Denken und variable, nicht angeborene, sondern erlernbare Handlungsfiguren auf die Variationen der *Außendinge*, auf die Variationen des Verhaltens *anderer Menschen* und, besonders bedeutungsvoll, sogar *aufeinander* reagieren können. Anders ausgedrückt: es besteht eine weitgehende Unabhängigkeit der Handlungen sowie des wahrnehmenden und denkenden Bewußtseins von den eigenen elementaren Bedürfnissen und Antrieben oder die Fähigkeit, beide Seiten sozusagen „auszuhängen“ oder einen „*Hiatus*“ freizulegen. Es ist nun vor allem nicht möglich, dieses strukturell übertierische Verhalten als „Appetenzverhalten“ zu beschreiben, wenn man darunter ein variables Verhalten bei gleichbleibendem Ziel versteht, nämlich einer consummatory action. An dieser Vorstellung des purposive behaviour, des

zielstrebigem Verhalten, hält aber die Tierpsychologie seit Tolman fest. Umgekehrt ist es beim Menschen genau dieser Hiatus, der die außerordentliche Möglichkeit einer *Umkehr der Antriebsrichtung* eröffnet: unser rationales Verhalten wird zwar alltäglich das Ziel des Brockens und Beißen mit einschließen, kann aber außeralltäglich ganz davon absehen und einen rein *subjektiven Zustand* diesseits des Hiatus herbeiführen. So, wenn alle primitiven Völker irgendwelche Künste besitzen, um Rausch- und Trancezustände, Entrückungen und Ekstasen meist auf toxischem Wege herbeizuführen. Dies geschieht primär überall sogar kollektiv: dann erhält man, etwa durch Gelage, Musik und Tänze, Exaltationen überindividueller Art, also Sozialräusche, die biologisch ebenso irrational sind, wie die sehr oft damit verbundenen Selbstbeschädigungen und Askesen (Askese als Stimulans, nicht als Disciplina oder Sacrificum). In sehr vielen Fällen rücken dann die Akte, die gewöhnlich als periodische Endphasen, als consummatory actions eintreten, wie Essen, Trinken oder sexueller Verkehr in die Ebene, wo sich sonst das zweckhafte rationale Verhalten abspielt, sie werden also als *Mittel* vollzogen, um nämlich „symbolisch“ einen rein inneren, ekstatischen Zusammenhang der Menschen auszudrücken. So findet man es in sehr zahlreichen Kulturen. Diese „Umkehr der Antriebsrichtung“ ist offenbar zu verstehen als eine progressive Steigerung der Beherrschbarkeit der Antriebe, ja in den hohen, überorgiastischen Formen der Askese als eine Fortsetzung der Instinktreduktion selber, d. h. des Prozesses der Menschwerdung.

Wir wollen zunächst aber die erwähnte Unabhängigkeit der Handlungen von den Antrieben oder die Fähigkeit, beide „auszuhängen“ und den Hiatus freizulegen, noch nach mehreren Seiten verdeutlichen. Der „Handlungskreis“, d. h. die Zusammenarbeit der Handlung, der Wahrnehmung, des Denkens usw. an einem zu verändernden Sachverhalt kann, da entlastet, weitgehend auf sich selbst gestellt werden und seine Motive und Ziele aus sich selbst entwickeln. Er ist genötigt, dem Gesetz und dem Antwortverhalten der Tatsachen zu folgen, sich darauf einzulassen, ihnen nachzugehen und sie auszubauen. Diese Sachlichkeit des Verhaltens innerhalb der sachzufälligen Tatsachen erfordert auf der anderen Seite die Hemmbarkeit der Bedürfnisse: es müssen diese eingeklammert oder auf geschoben, an kurzschlüssiger Störung der Erfindung oder Orientierung gehindert werden können, gerade wenn diese Tätigkeit, ganz den Eigengesetzen des Sachumgangs hingegen, *künftigen Bedürfnissen* dienen soll. Diese Fähigkeit, die Antriebe „bei sich zu behalten“, das einsichtige Verhalten unabhängig von ihnen zu variieren, legt überhaupt ein „*Inneres*“ *erst bloß*, und dieser Hiatus ist, genau gesehen, die vitale Basis des Phänomens Seele. Dieses „Beisichbehalten“ ist von unendlicher Wichtigkeit für die

Existenz des Menschen, und es wird schon beim kleinsten Kind erzwungen, indem dessen Bewegungsunfertigkeit und Handlungsunfähigkeit als Totalhemmungen des Auslebens der Bedürfnisse es bedingen, daß ihm die Bedürfnisse gestaut und fühlbar werden.

Wenn so die elementaren Bedürfnisse nicht an feste Auslöser angepaßt sind, sondern ihr Verhältnis zu den Erfüllungsobjekten in der beschriebenen Weise gelockert ist, so versteht sich eben daraus die Notwendigkeit, sie an der Erfahrung zu *orientieren*, sie in ihrer zunächst gestaltlosen Offenheit zu „prägen“ oder *mit Bildern zu besetzen*. Die *Hemmbarkeit* des Antriebslebens, seine *Besetzbarkeit mit Bildern* und die „Verschiebbarkeit“ oder *Plastizität* sind also Seiten desselben Tatbestandes, und in gewöhnlicher Rede nennen wir „Seele“ zunächst die Schicht der in Bildern und Vorstellungen sich meldenden Antriebe, bewußten Bedürfnisse und orientierten Interessen. Nur in diesem Hiatus können Bedürfnisse und Handlungen fortdauernd aneinander orientiert werden: die ersten müssen mit Inhaltsumständen erfüllt, mit Erfahrungen bebildert, mit differenzierten Erwartungen besetzt werden, um der Erweiterung des menschlichen Tätigkeitsumkreises in der Welt nachwachsen zu können, die durch Erkenntnis und Handlung dauernd erweitert und „aufgebrochen“ wird. Schließlich ist der Mensch fähig, an einer bestimmten, sehr mittelbaren Tätigkeit ein ebenso bestimmtes „Sachinteresse“, geradezu ein Bedürfnis danach zu haben, während in seiner Seele das Bild und der Trieb nach dem Ziel dieser Tätigkeit ruhen und alle unmittelbaren Veränderungen überdauern. Eben darauf ist es abgesehen.

Man muß also die menschlichen Antriebe von ihren Aufgaben im Zusammenhang der Handlung aus ansehen und findet dann eine Reihe von Merkmalen vor, die in einsichtiger Weise Zusammenhängen. Man kann dann über sie eine Reihe von schematischen Aussagen machen, welche die allgemeine Struktur des Antriebslebens des Menschen umreißt, und innerhalb deren sich alle noch zu untersuchenden besonderen Gesetzmäßigkeiten abspielen:

1. Die Antriebe sind hemmbar und können „zurückbehalten“ werden, wodurch sich der „Hiatus“ zwischen ihnen und der Handlung öffnet.
2. Sie werden erst im Aufbau der Erfahrung entfaltet, also an der Erfahrung zielbewußt.
3. Sie sind besetzbar mit Bildern, Phantasmen, mit inhaltlichen „Erinnerungen“. Zurückgehalten, werden sie mit diesen Bildern als bestimmte Bedürfnisse und Interessen bewußt.
4. Sie sind plastisch und variabel, können den Veränderungen der Erfahrungen und Umstände folgen, den Handlungen nachwachsen.
5. Aus diesem Grunde gibt es keine scharfe Grenze zwischen elementaren Bedürfnissen und bedingten Interessen.

6. Auf gehemmtten Bedürfnissen können höhere wachsen, welche als „Dauerinteressen“ die Bewegung in die Zukunft tragen und gegenüber den wechselnden Gegenwartsbedürfnissen „innen bleiben“. Sie sind immer die subjektiven Korrelate objektiver *Institutionen*.
7. Alle Bedürfnisse und Interessen sind, sobald sie an der Umgangserfahrung erwacht und damit bebildert geworden sind, als solche auch *Gegenstand* der Stellungnahme *anderer* virtueller Interessen und damit verwerfbar resp. „unterstrichen“ zuläßig.

Die Teleologie dieser Ausstattung für ein in die Zukunft hinein und nicht nur aus inneren Impulsen, sondern auch aus den wechselnden Weltbedingungen heraus handelndes Wesen ist klar. Es ist auf der einen Seite lebenswichtig, daß die wegen der menschlichen Organmängel sehr dringenden Bedürfnisse weltoffen sind, sich in engem Zusammenhang mit der tätigen Erfahrung entwickeln und daß sie ohne scharfe Grenze zu Interessen an ganz bestimmten Umständen und Tätigkeiten werden. Denn die Veränderungen in der Welt, die ein so exponiertes Wesen herbeiführen muß, um sich halten zu können, sind selber, so bedingt und kompliziert sie sein mögen, elementar triebwichtig, und daher werden auch alle Zwischentätigkeiten, in denen dies geleistet wird, ebenfalls zu Bedürfnissen: Wahrnehmung, Sprache, Bewegungsvariationen, gerichtetes Mittelhandeln. Auf der anderen Seite müssen Dauerinteressen ausgebildet, orientiert und zurückbehalten werden, auch als innere Invarianten bewußt bleiben, welche den Wechsel der Tätigkeiten und Umstände in der Gegenwart beherrschen und überdauern. Die Organisation eines solchen architektonischen und gut orientierten Antriebssystems gehört selbst zu den Aufgaben des Menschen und ist vielleicht die am schwersten zu lösende. Dies beweist auch die oft sehr geringe Stabilität der *Institutionen*, über die hinweg oder durch die hindurch sich diese Organisation allein vollziehen kann.

Die am Tier ausgebildete Betrachtungsweise, welche das menschliche Verhalten direkt auf ein System von Instinkten zurückzuführen sucht (z. B. Mc. Dougalls Methode), entspricht den menschlichen Sonderbedingungen ebensowenig wie die abstrakte Innenschau, welche das menschliche Innenleben *ohne* Beziehung zur Handlung, in seinem inneren Reflex betrachtet und zu dem Chaos der verschiedenen Richtungen der Psychologie geführt hat.